

2. Typisierungen der Macht und Spielräume der Freiheit: Alternativen

Wir haben gesehen, dass die Rede von der Macht der Technik in problematischer und provozierender Weise ambivalent ist: Zum einen bedient sie die starke Intuition, dass wir beim Technischen Disponieren nicht in dem Sinne »Herr« über die Technik oder gar –technikvermittelt – »Herr« und Meister über die äußere und innere Natur sind, so dass sich uns die Autorschaft und Verantwortlichkeit für die gezeitigten Effekte uneingeschränkt zuschreiben ließe. Zum anderen scheint eine solche Rede sich als uneigentliche Rede zu erweisen, sobald nach dem Subjektstatus der Instanzen gefragt wird, von denen Macht ausgehen soll: *Wer* übermächtig *wen*? Wie soll eine sinnvolle Rede von *der* Technik, die irgendwie wirkt, möglich sein angesichts der Komplexität eines Inbegriffs »Technik«, der Artefakte und Prozesse, Verfahren ihres Herstellens und Veränderns, Wissen um diese Verfahren als Schemata, einschlägige Fähigkeiten und Fertigkeiten, ein spezifisches Agieren als spezifische Form des Bewirkens und schließlich die Ergebnisse dieses Bewirkens – Artefakte – als nach *Regeln der Technik* Hergestelltem (in *diesem* Sinne »künstlich«, nicht bloß in einem schwachen Sinne als »anthropogen«) umfasst (vgl. KdM I, 1.3)? Solange »Macht« und bestimmte Formen ihrer Verwirklichung in Gestalt von Herrschaft und Zwang quasi intentionalistisch begriffen werden (auch in der Rede von einer Macht, die über die Macht der Technik wieder zu gewinnen wäre), scheint die Rede von »Macht« immer eine über ein Verhältnis zwischen Subjekten zu sein bzw. mit Blick auf Technik eine Rede über eine Als-ob-Subjektivität »der« Technik.

Wenn hingegen von einem Wechselverhältnis oder wechselseitiger Determination gesprochen wird, steht die Frage nach der kategorialen Verfasstheit der Relata im Raum: Die modalen Inferenzen zwischen »Mittel« und »Zweck« als »Herbeiführbarkeit« und »Dienlichkeit« lassen zwar nicht mehr zu, Mittel auf der Ding/Objekt-Seite und Zwecke auf der Subjekt-Seite zu verbuchen, schreiben aber die Frage weiter fort, wie das Subjekt-Objekt-Verhältnis innerhalb von »Herbeiführbarkeit« und »Dienlichkeit« verfasst ist.

Ein Ausweg scheint – so seltsam es klingt – darin zu liegen, nur jeweils der einen Seite (der Seite der Dinge und Handlungsereignisse) objektive Realität zuzubilligen und dasjenige, was als Ergebnis einer Strukturierung erscheint, als »virtuell« zu bezeichnen. Zwei Ansätze sind hierfür symptomatisch: So bezeichnet Anthony Giddens Strukturen, die individuelle Handlungen bedingen und auf sie »einwirken«, als virtuelle Ordnungen (Giddens 1984, 69); sie erscheinen einerseits als Ressourcen, die die allokativen Zugriffsmöglichkeiten auf Objekte sowie die autoritativen Zugriffsmöglichkeiten auf Personen umfassen, sowie als semantische und normative Regeln, unter denen Handlungen konzeptualisiert werden. Benno Werlen vergleicht ihren Status mit demjenigen sprachlicher Regeln (Werlen 1997, 184). Zwar ermöglichen Strukturen Handlungen und schränken sie zugleich ein (»Macht«), werden jedoch ihrerseits erst durch individuelle Handlungsereignisse und die sich hierbei bildenden Muster konstituiert (»Praktiken«). Wir stoßen hier auf eine Asymmetrie zwischen Handeln und Struktur, welche nicht einsichtig macht, inwieweit virtuelle Strukturen tatsächlich wirken können. Trotz fehlender begrifflicher Klarheit lässt jedoch Giddens' Explikation von Strukturen als Ordnungssystemen, die Ressourcen und normative Regeln umfassen und in Institutionen konkretisiert werden, aufhorchen, denn es wird auf einen (irgendwie gearteten) Zusammenhang von real verfassten Handlungsmustern, ihrer intellektualen Konzeptualisierung und normativen Regeln, die dabei eine Rolle spielen, verwiesen, was uns zu dem Konzept von Technik als Einheit von Real-, Intellektual- und Sozialtechnik zurückführt. Wenn aber nur Handlungen real und somit erklärungsrelevant sind und das »Strukturelle« in den Bereich der Virtualität verwiesen wird, wie lässt sich dann eine Handlungsrealität modellieren und ihrerseits erklären, auf die doch Strukturen irgendwie wirken sollen?

Eine analoge Virtualisierungsstrategie findet sich bei van Inwagen (2013) mit Blick auf die Rede von Artefakten. Schwierigkeiten in der Modellierung eines Subjekt-Objekt-Verhältnisses für diesen Bereich werden dadurch bereinigt, dass Tischen und Stühlen und auch allen anderen Artefakten schlicht die Existenz abgesprochen und ihnen allenfalls der Status »virtueller Objekte« zugesprochen wird (2013, 236). Man könne nämlich das »Mobiliar der Welt« nicht vermehren, sondern lediglich neu anordnen. Dieses Mobiliar bestehe lediglich aus »Simplex-/elementaren Teilchen sowie Organismen. Lediglich solchen unabhängigen Substanzen sei Existenz zuzusprechen; die Begriffe und Namen, mit denen wir Artefakte bezeichnen, bezögen sich lediglich auf virtuelle Objekte, da die Existenz physischer Dinge nicht von der Einstellung oder mentalen Aktivität menschlicher Wesen oder anderer Betrachter der Welt abhängt. Nur so könnten Irritationen vermieden werden, in die wir geraten, wenn wir über die Identität von Dingen, über die Veränderung von Dingen ihrer Form nach und über die Duplikation von Dingen nachdenken. Ist ein Haus oder ein Schiff (Theseus' Schiff), bei dem im Laufe der Jahre alle Teile repariert oder ersetzt wurden, noch dasselbe Haus/Schiff? Die Antwort: Es

gibt keine Schiffe und somit gibt es auch kein Rätsel, das die Identität von Schiffen betrifft (van Inwagen 2013, 237). Ist eine aus Ton geformte Statue ein neues, vom Tonklumpen numerisch zu unterscheidendes Ding? Dann müssten bei ihrer Herstellung die Entstehung und der Untergang einer Menge voneinander in einem fort sich ablösenden Objekten von unendlich kurzer Dauer bewirkt worden sein. Des Rätsels Lösung: Es werde nicht eine Statue zur Existenz gebracht, sondern die existierenden Elementarteilchen seien lediglich neu angeordnet worden, wobei nicht von zwei numerisch verschiedenen Dingen gesprochen werden könne, da sie doch räumlich zusammenfallen. (Grenzziehungen in und an Dingen tangieren nicht deren Existenz.) Eine Duplikation zwischen zwei Dingen liege eben dann vor, wenn die Elementarteilchen des einen in derselben kausalen und raumzeitlichen Relation stehen wie diejenigen des anderen. Hingegen nähmen Aussagen über die Persistenz von Artefakten, über ihre Veränderung und ihre Duplizierung nur Bezug auf die Bereitschaft intelligenter Wesen, bestimmte Anordnungen von Materie zu erhalten; dies lasse sich in »Erhaltungsgeschichten« beschreiben, die das bloße Verschieben und die Neukonfiguration von Material betreffen und nichts mit »Existenz« zu tun haben. Die Fähigkeit subjektiven Disponierens wird zwar eingeräumt, jedoch im Bereich einer Virtualität verortet, die von »Existenz« abgeschnitten ist. Dass dieser Ausweg, der die Rede von einer »Macht« der Dinge schlicht abwegig erscheinen lässt, in eine Sackgasse führt, ist bereits rein immanent erweisbar: Zum einen erscheint die Basis von Elementarteilchen und den sie verbindenden Kräften aus naturwissenschaftlicher Sicht einigermaßen naiv und ungelehrt. Wie verhält es sich beispielsweise mit Lichtquanten, die zugleich Wellen- und Teilchencharakter haben und von denen eine beliebige Anzahl im selben Punkt zusammenfallen kann? Wie verhält es sich mit sich überlagernden Wellen, die durch bestimmte Körper laufen? Wie mit den zahlreichen anderen »Entitäten«, mit denen theoretische Physiker rechnen? Inwieweit kann und soll diesen »Teilchen« dingliche Existenz zugesprochen werden? Inwiefern ist in dieser Domäne eine Rede von Existenz *unabhängig* von menschlicher Aktivität sinnvoll? Und wie verhält es sich mit einer technischen Realisierung von Löchern – äußerst relevanten technischen Erzeugnissen (Artefakten)? Löcher sind jedenfalls nicht Anordnungen von Materieteilchen der Ausgangssubstanz, die lediglich verschoben werden. Nach van Inwagen wären sie also lediglich virtuelle Objekte, die nicht real existieren. Wenn es hingegen um »Erhaltungsgeschichten« geht, unter denen Identität oder Nichtidentität von Artefakten als »virtuellen Objekten« konzipiert wird, stellt sich natürlich die Frage nach der Art der Existenz solcher Geschichten, nach den Regeln und Konventionen, auf denen sie aufrufen sowie nach der Art der Gründe ihrer Anerkennung. All diese soll es genauso wenig »geben« wie Artefakte? Und wie sollte, wenn dies gültig wäre, bezüglich der Rede von Duplikaten und Kopien unser lebensweltlicher Umgang mit Technik rekonstruierbar sein? – Das für sich selbst absolut perfekte Duplikat eines Geldscheins ist eben nicht ein zweiter Geldschein, sondern Falschgeld.

Aus der philosophischen Tradition bietet sich hier die Unterscheidung zwischen Ding und Sache an, wie sie sich sowohl in den Philosophien von Kant und Hegel wie auch in der Sprache der Juristen findet. So erscheint jene »Klärung« eines Subjekt-Objekt-Verhältnisses als Klärung einer uneigentlichen Rede von einer »Macht« der Dinge nicht bloß naturwissenschaftlich ungelehrt, sondern auch philosophisch, was die Unterscheidungen zwischen Ding, Sache, Objekt, Gegenstand betrifft. Reichhaltigere Philosophien, deren oberster Terminus »Gegenstand« als Inbegriff einer Bezugnahme und eines Verhältnisses ist, erlauben die Reflexion darüber, wie und wann uns etwas als Ding, Sache, real, wirklich und/oder virtuell vorgestellt oder vorstellbar wird und wie wir so mit diesen Entitäten verfahren, dass unsere Probleme gelöst und nicht wegdefiniert werden. Dass in Artefakten die Einzelbestandteile bis hin zu den »Simpla« Eigenschaften verlieren, die jene als einzelne haben (ein Boot hat eben andere Eigenschaften als die Gesamtheit der Zellulosemoleküle oder seiner Planken), legt eher nahe, den schwarzen Peter der »Virtualität« an die »Simpla« zurückzugeben, weil ihnen kontext- und situationsrelativ basale Eigenschaften verloren gehen können und die neuen manifesten Eigenschaften ihres Verbundes in einem Artefakt eine Rede über sie nur noch als eine über »Denkgrößen« zulässt (Zellulosemoleküle schwimmen nicht; in chemischen Bindungen verändern sich Eigenschaften von Atomen und Molekülen, etwa bezüglich ihrer Ladung). Kurz: Die Strategie, die uneigentliche Rede von einer Macht der Technik oder einer Macht technischer Dinge dadurch zu retten, dass man sie als Rede von virtuellen Strukturen, virtuellen Objekten, Assoziationen virtueller Eigenschaften rekonstruiert, erweist sich als Sackgasse.

Angesichts dieser Problemlage sind Ansätze interessant, die sich gänzlich von Versuchen einer Ontologisierung oder Substanzialisierung abwenden und der Machtfrage (auch und gerade als Frage nach einer Macht der Technik) nachzugehen suchen, indem nicht eine Theorie zugrunde gelegt wird, die ihren Ausgang beim ontologischen Status der *Relata* (Technik und Subjekte) nimmt, sondern zunächst und primär den Charakter der *Relationen* untersucht. Hiervon ausgehend wird freilich durchaus etwas über die Relata erkennbar. Es handelt sich hier um den machtanalytischen Ansatz Michel Foucaults und die Techniksoziologie Bruno Latours (Akteur-Netzwerk-Theorie), die unter dem Titel einer »symmetrischen Anthropologie« ohne priorisierende Vorentscheidungen bezüglich des Status der Subjekt- oder Objektseite die Machtfrage neu verhandelt. Nach ihrem Selbstverständnis müssen solche Ansätze dabei bewusst die klassischen Unterscheidungen zwischen Natur (»Objektseite«) und Kultur (»Subjektseite«) unterlaufen und diese durch Charakterisierungen von Relationen als Netzen und Strukturen ablösen. Freilich werden hierdurch – wie wir sehen werden – eher neue Suchräume eröffnet als bereits belastbare Begrifflichkeiten für eine Untersuchung in philosophischer Absicht entwickelt. Nachfolgend versuchen wir, diese Anregungen aufzunehmen, die Begrifflichkeiten zu schärfen und die angebotenen

Zugänge so weit zu systematisieren, dass über die dort gegebene exemplarische Herstellung von Technikbezügen in plausibilisierender Absicht hinaus die Anschlussfähigkeit der Überlegungen an die Entwicklungen moderner Technik insgesamt gewährleistet werden kann. Angesichts der dort vorfindlichen überbordenden Metaphorik ist jeweils zu fragen, für welche der eingesetzten heuristischen Metaphern begriffliche Korrelate entwickelt werden können und welche Metaphern dagegen als »eigentliche« Metaphern (König 1999) – als Ausweis einer nicht-hintergehbaren Neuorientierung eines Denkens, das herkömmliche Unterstellungen des Subjekt-Objekt-Paradigmas überwinden will – stehen bleiben müssen.

2.1 IM AUSGANG VON FOUCAULT: »ANALYTIK« STATT »THEORIE«

Michel Foucault versteht sich als Machtanalytiker. Er untersucht Machtverhältnisse, Machtbeziehungen, Techniken und Taktiken der Macht (also schematisierte Verfahren, bestimmte Effekte zu zeitigen) sowie Technologien der Macht (also Regeln, auf denen diese Verfahren beruhen). Seine »interpretative Analytik« (Dreyfus/Rabinow 1987, 295) richtet sich explizit gegen eine Substanzialisierung des Machtkonzepts im Sinne eines Allgemeinbegriffs/einer Universale: »Ich gebrauche das Wort Macht kaum, und wenn ich es zuweilen tue, dann um den Ausdruck abzukürzen, den ich stets gebrauche: die Machtbeziehungen.« (Foucault 2005, 889) In gleicher Vehemenz wendet er sich gegen eine Substanzialisierung von »Subjekt« (»es ist keine Substanz«) (Foucault 2005, 888; 2005a, 907). Gleichwohl tauchen diese Termini ständig in nominalisierter Form auf, im Wesentlichen im Rahmen von Genitiv-Konstruktionen wie »Dispositive der Macht«, »Praktiken der Macht«, »Konstitutionen des Subjekts« etc. Wer sich nun in philosophischer Absicht mit Foucaults Analysen und Interpretationen der Manifestationen von Macht auseinandersetzt, ist leicht dazu verführt, die analytischen Befunde doch wieder zu einer Theorie zu synthetisieren. Wenn es »vielmehr« (!) Foucaults Absicht war, »eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden« (Foucault 1987 in Dreyfus/Rabinow 1987, 243), dann bedarf ein solcher Entwurf jedoch sehr wohl höherstufig einer Methodologie, zu der sich Foucault ja auch geäußert hat. Er selbst spricht von »Ideen«, die freilich nicht den Status einer Theorie haben (ebd.). Denn eine Theoriebildung unterläge – so Foucaults Einwand – den Regeln des jeweiligen (wissenschaftlichen) »Wahrheitsspiels« (hier: des »anthropologischen« mit seiner Subjekt-Objekt-Spaltung), in denen sich bereits Macht als Macht des Diskurses bzw. der diskursiven Formation ausdrückt, unter der festgelegt wird, was als Aussageereignis zulässig ist.

Im Umgang mit »empirischen Ordnungen« und den wissenschaftlich-philosophischen Theorien ihrer Erklärung begegnen Menschen

»einer gewissen [weiteren] stummen Ordnung« (Foucault 1974, 23), deren Inhalte den Menschen »antizipieren..., überpfropfen, ... mit ihrer ganzen Festigkeit durchdringen..., als wäre er nichts weiter als ein Naturgegenstand oder ein Gesicht, das in der Geschichte verlöschen muß« (Foucault 1974, 379). Eine solche Ordnung spricht nicht zu uns, sie schaut uns nur »stumm« an. Dies verunmöglicht jeglichen hermeneutischen Zugang. Es bleibt bekanntlich das archäologische Verfahren der »Spurensicherung«, des An-den-Tag-Bringens von »Manifestationen der Geschichte« sowie der »Bedingungen«, unter denen diese Manifestationen möglich wurden (Foucault 1974, 24f.) – die *Modalität* der Ordnung. Diese macht das »historische Apriori« als Realitätsbedingung für Aussagen aus (Foucault 1973, 184; 1974, 24), Aussagen verstanden als Referenz-Ereignisse, Referenziale (also nicht Propositionen o.Ä.). Da wir diese Möglichkeiten (wie Möglichkeiten überhaupt) nur in ihren Verwirklichungsereignissen erfahren, verbleiben als analytische Zugänge nur die Analyse des Verunmöglichten (z.B. in *Wahnsinn und Gesellschaft*, Foucault 1978) oder die Analyse von Gleichförmigkeiten der jeweiligen Manifestationen (z.B. in Foucault 1974).

Solche Vergewisserungen münden in jedem Falle in eine Entdeckung und Analyse der Endlichkeit. In den gängigen Theorien »der Moderne« wird eine solche Analyse der Endlichkeit in Verbindung mit dem Verlust einer identitätsbildenden obersten Autorität als Signum der Moderne begriffen, verbunden mit den entsprechenden Implikationen wie Selbstbesinnung, Selbstermächtigung oder *Devotio (moderna)*. Die Art der Entdeckung von Endlichkeit und der Status der Endlichkeit machen aber nun für Foucault gerade das Abgrenzungskriterium zwischen Diskursen aus, so dem Diskurs des Klassischen und des Modernen: Die diskursiven Formationen des »Klassischen« lassen die Endlichkeit (der Bestimmtheit) positiv erscheinen im Unterschied zu einer als leer gedachten Unendlichkeit. Im Gegensatz hierzu begreift das Denken »der Moderne« Endlichkeit fundamentaler: als Unbestimmtheit und Unzulänglichkeit angesichts der Unerfülltheit des Verlangens, als Endlichkeit der Positivität des Lebens als Produktion und Arbeit, als Problematik des Todes. In seiner fundamental und negativ gedachten Endlichkeit »taucht der Mensch auf« als Gegenstand der Macht (Foucault 1974). Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen dem »Klassischen« und dem »Modernen« wird in vielfacher Weise ausdifferenziert: Basierte der klassische Diskurs auf einer Theorie des Verbs als Ausdruck des Seins der Dinge, so beginne die »Modernität« (Foucault 1974, 383f.), sobald die Endlichkeit in einem »unbeendbaren Bezug zu sich selbst gedacht worden ist«. »Der moderne Mensch«, die »moderne Kultur« denke das Endliche als »von dem Menschen selbst« ausgehend (ebd.). Basierte der klassische Diskurs auf der Theorie der Gliederung dessen was ist, so »oszilliert« das moderne Denken in der Reduplizierung zwischen dem Empirischen und dem Transzendentalen, zwischen den Bedingungen des Wirklichen und den Bedingungen der Möglichkeit als Gegenstand des erkennenden Strebens. Suchte die Klassik die ursprünglichen Bezeichnungen, die basalen Bausteine der Erkenntnis, so steht das

moderne Denken vor der Mächtigkeit des Ungedachten, begreift das *Cogito* als denkenden Prozess, nicht als *factum brutum*. Spiegelt sich in der Klassik ihrem Anspruch nach die Sprache der Welt in sich selbst, als ihre eigene »Derivation«, so suche der »moderne Mensch« den Ursprung des Denkens selbst zu denken: als ein Subjekt, das sich verloren hätte, wenn es seine Reflexion als »Spiegelung« begriffe.

Nun schreibt Foucault selbst, dass ihn diese Modellierung des Modernen als genealogische Stufe einer Geschichte in bestimmten Manifestationen von Epistemen, Wissen und diskursiven Formationen in eine »Sackgasse« (Foucault 1978, 123) geführt habe. Die Sackgasse kann nur darin liegen, dass auf dieser Ebene Foucault nicht zu erklären vermag, wieso die »verschiedenen Verfahren, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden«, eine »Geschichte« haben (Foucault 1987, 243), m. a. W.: inwiefern aus der diskontinuierlichen Reihe eine Genealogie wird, welche ja, wie häufig von ihm betont, das Untersuchungsziel seiner späteren Arbeiten ist. Ausweg aus der Sackgasse kann man nun in zweierlei Weise finden: Entweder durch die Wahl eines anderen Weges, oder durch eine Erweiterung, ein Durchbrechen der Sackgasse. Bei Foucault finden wir eine Erweiterung des Möglichkeitsraums seiner Untersuchung, indem er nun, in Rückbesinnung auf seinen Ausgang von diskursiven Praktiken, das Diskursive (nur noch) als Spezialfall sieht und insbesondere den Begriff der Formation nun allgemeiner fasst. Dabei soll für die Forschung die Ebene expliziter Artikulation, das Archiv, als deren Gegenstandsfeld überschritten werden. Das Archiv ist die Gesamtheit der Systeme, »die die Aussagen als Ereignisse (die ihre Bedingungen und ihr Erscheinungsgebiet haben) und Dinge (die ihre Verwendungsmöglichkeit und ihr Verwendungsfeld umfassen) einführen. Alle diese Aussagesysteme (Ereignisse einerseits und Dinge andererseits), schlage ich vor, Archiv zu nennen« (Foucault 1973, 186f.). An dieser Stelle scheint sich eine Inkonsistenz bemerkbar zu machen: einerseits sollen die Systeme Aussagen als Ereignisse und Dinge *einführen* – dies leuchtet ein; andererseits sollen diese Aussagesysteme Ereignisse und Dinge *sein*. Die erstere Interpretation findet ihre Unterstützung im nachfolgenden: »Das Archiv ist zunächst das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelne Ereignisse beherrscht.« (Foucault 1973, 187) Das Archiv ist also eine spezielle Form von Macht, die sich in Ereignissen und Dingen manifestiert, eine Macht die festlegt, was in ihrem Bereich Ereignis oder Ding sein *kann*, hier: entsprechende Aussagen. Die zweite Lesart, dass das Archiv Ereignisse und Dinge umfasst, lässt sich nun mit der ersten harmonisieren, da ja dasjenige, was »Macht« ausmacht, nur über ihre Manifestationen erschlossen werden kann. Das Archiv umfasst also Aussagesysteme als Machtfaktor, welcher Aussagen ermöglicht (oder verunmöglicht) auf der Basis eben der Manifestationen jener Aussagesysteme. Das Archiv spiegelt also ein Modalgefälle von der Macht des Möglichen zu ihren Manifestationen, epistemisch gesehen umgekehrt: von den Manifestationen zur Rekonstruktion ihrer Ermög-

lichung. In wissenschaftstheoretischer Formulierung könnte man erläutern: das Archiv »exemplifiziert« Macht. Wenn nun diskursive Praktiken als Spezialfall begriffen werden, so ist dieses Modalitätsgefälle allgemeiner zu denken, also hinsichtlich möglicher Praktiken überhaupt. Würde man dies nun im Modus einer Theorie bedenken, so würde dem »Archiv« ein weiteres Element als Manifestation seiner Macht hinzugefügt (s.o.). Eine »Theorie der Macht« wäre nichts anderes als deren Selbstbeglaubigung – sozusagen ein Seismogramm von Prozessen, die den Seismographen selbst hervorgebracht haben. Und dies würde sich fortschreiben in jegliche Theorie von Freiheit als korrelierendem Konzept (was wir ja z.Zt. unter der Diskursmacht der Naturwissenschaften an der naturalistisch-reduktionistischen Konzeptualisierung von Freiheit als vom trügerischen Bewusstsein einer Entscheidung begleitete Reaktion erfahren).

Gleichwohl muss eine sinnvolle Rede unter den Titelwörtern wie »Macht«, »Freiheit«, »Subjekt« möglich sein. Sie könnte wohl zunächst so verstanden werden, dass hier »Inbegriffe« (im Husserl'schen Sinne) angeführt werden, bei denen kategorial inhomogene Entitäten »unter einem gemeinsamen Interesse« zusammengeführt werden (Husserl 1970, 23; 74). Unter einem solchen Interesse (bei Husserl z.B. für »Zahl« an den Operationen des Zählens und des Umgangs mit quantitativen Größen anstelle eines Philosophierens über das Wesen der Zahl als Universale) eröffnen sich für Foucault analog spezifische Suchräume nach technologischen, technischen und taktischen Regeln eines Operierens, dem, wie er immer wieder betont, sein Interesse gilt: nach Prozessen, die dazu dienen, »das Feld möglichen Handelns der anderen zu strukturieren« (Foucault 1987, 257, Herv. CH). Solche Prozesse manifestieren sich in vielerlei Spielarten (der Ausgrenzung, der Überwachung, der Normierung, der Regelung etc.), deren Wirkungen und deren Dynamik Foucault freilegen will. Wenn sich also unsere Frage auf Typen der Macht und – korrelierend – Spielräume der Freiheit richtet, kann es nicht um sortale Unterscheidungen *zwischen* Arten oder Spezifizierungen eines allgemeinen Konzepts gehen, sondern allenfalls um Unterscheidungen *an* entsprechend freigelegten Prozessen und Operationen. Entsprechendes meint wohl auch Foucault, wenn er – wie häufig in seinen zahlreichen Interviews vorfindlich – von seinen Gesprächspartnern zu eher improvisierten theoretischen Äußerungen verführt wird und dann von Macht als einem »immanenten« oder »inhärenten Prinzip« spricht. Der aus seinem Ansatz resultierende anti-theoretische Impetus (weil sonst zirkelhaft die Diskursmacht ihre Theorie selbst beglaubigen würde) soll uns aber nicht davon abhalten, Foucaults Unterscheidungen *an* Manifestationen der Macht weiter zu verfolgen: als »Dispositiven«, »Strukturen«, »Netzen« mit entsprechenden »Praktiken« und »Strategien« innerhalb, unter- und/oder oberhalb ihrer (mit Blick auf seine Rede vom »Gesamtdispositiv«, Foucault 1983, 116) und den dabei gegebenen Spielräumen des »Widerstands«, (produktiver) »Subversion«, einer »Sorge um sich« bzw. der »Technologien« des Selbst.

Freilich sehen wir uns dabei sogleich mit einem weiteren Problem konfrontiert, das aus der ersteren Konstellation resultiert und sich auch in die Sekundärliteratur fortschreibt: Entsprechend seiner Fokussierung auf Machtbeziehungen analysiert Foucault Relationengefüge i. w. S., die eine hohe Dynamik aufweisen. Diese Dynamik betrifft nicht nur die Verfasstheit der Relata, die sich im Zuge ihrer Relationierungen in Machtbeziehungen positiv oder negativ entwickeln, Eigenschaften hinzugewinnen oder verlieren, sondern auch ihre Positionen selbst verändern (»vertauschen«, an anderen Stellen des Relationengefüges »auftauchen«, sich entziehen oder eine völlig neue Position als Relatum in anderen Relationen gewinnen). In der Regel spricht Foucault hier von einer Dynamik von »Netzen«, und er folgt mit der Belegung durch dieses Titelwort wohl der Intuition, dass damit die Dynamik des Geschehens am besten einzufangen wäre. Entsprechend charakterisiert er Dispositive als »vorübergehend stabile Mechanismen« (Foucault 1987, 260, s. auch Foucault 1976, 112; vgl. hierzu Hubig 2000) und weist explizit das Titelwort »Struktur« als ungeeignet ab (Foucault 1983, 114). Allenfalls zur Charakterisierung von Herrschaftsverhältnissen, die er sorgsam von Machtverhältnissen unterscheidet, ferner als Bezeichnung für institutionelle Verfestigungen oder »Mechanismen« lässt er eine Bezeichnung als »Struktur« zu (Foucault 2005, 877f.; 900). Gleichwohl ist an vielen Stellen, wo Machtverhältnisse thematisiert werden, von Strukturen die Rede, was auch dadurch verstärkt wird, dass von »Schemata« oder »Funktionen« gesprochen wird. Eine Strukturdynamik innerhalb oder jenseits der Netzdynamik scheint für ihn prima facie nicht annehmbar zu sein, weil wohl Strukturen oder Schemata für ihn (irgendwie) etwas Festes verkörpern.

Dass diese Problemlage bislang nicht hinreichend erhellt wurde, zeigt auch ein Blick in die Sekundärliteratur: So schließt sich z.B. Wolfgang Detel durchaus einer Favorisierung von »Netz« und »Netzwerk« (in seiner Formulierung) an, weil sich »eher ... aus theoretischer Perspektive sagen (ließe), dass sich Netzwerke dieser Art immer wieder neu auf kontingente Weise herstellen oder transformieren (dass diese Netzwerke *sich* herstellen oder transformieren, soll heißen, dass ihre Formierung und Transformation eine – meist nicht intendierte – kumulierte Folge konkreter Machtrelationen und historischer Formen praktizierter Sprache sind)« (Detel 2006, 36). Er verweist aber darauf, dass Foucault die Kräfteverhältnisse oder Machtrelationen »unter dem Gesichtspunkt ihrer spezifischen historischen Formen oder Strukturen analysiert« (Detel 2006, 28), dass er möglichst präzise beschreiben will, »welche Formen oder Strukturen bestimmte Machtrelationen in bestimmten historischen Situationen annehmen« (Detel 2006, 29), sowie dass »Machtformen, ihre Dynamik, ihre globalen Strategien und deren Verschiebungen ... intelligible strukturelle Muster (repräsentieren)« (Detel 2006, 32), auch wenn ihre Entstehung und Entwicklung aus kontingenten Transformationen bestehen, »die sich nur narrativ beschreiben lassen« (Detel 2006, 32). Dabei hatte Foucault doch explizit betont, dass ein Machtanalytiker »Nominalist sein muss«, denn Macht ist

»nicht eine Institution, nicht eine Struktur, nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger«, sondern ein »Name« für eine »komplexe strategische Situation« aus »vielfältigen Kräfteverhältnissen«, die innerhalb verschiedener sozialer Gruppen »sich in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt erzeugt« – also ein Netz (Foucault 1983, 114; 2005d, 931). Wie zu zeigen sein wird, muss sich beides freilich keineswegs ausschließen: Angesichts der Praktiken (auch dieser Terminus wird notorisch vieldeutig gebraucht) lässt sich zeigen, dass die Dynamik von Dispositiven, Strukturen und/oder Netzen unterschieden werden kann, wobei die jeweiligen Spielräume von Freiheit unterschiedlich situiert sind. Diese Unterschiedlichkeit ist darin begründet, dass die Form, »in der sich das Subjekt auf aktive Weise, durch Praktiken des Selbst, konstituiert, ... dann nichts desto weniger nicht etwas sind, (sic!) was das Subjekt selbst erfindet. Es sind Schemata, die es in seiner Kultur vorfindet und die ihm gegeben, von seiner Kultur, seiner Gesellschaft, seiner Gruppe aufgezwungen sind« (Foucault 2005, 889).

Wir setzen also bei diesen Schemata an, um dann nach einer kurzen Untersuchung des Konzepts der »Praktiken« Unterschiede von Netzdyamik und Strukturdyamik zu verdeutlichen und schließlich eine m.E. aussichtsreiche Modellierung aus der amerikanischen Foucault-Rezeption (Joseph Rouse, Karen Barad) geltend zu machen. Allerdings resultiert daraus der Befund, dass in dem Maße, in dem eine Netzdyamik über die Strukturdyamik Oberhand gewinnt – eine Entwicklung, die Foucault nicht mehr hatte verfolgen können – der Spielraum von Praktiken der Freiheit zunehmend auf eine bloß noch residuale negative Freiheit eingeschränkt wird.

2.1.1 »Die neuen Machtverfahren arbeiten mit der Technik.«

»Im Politischen Denken und in der politischen Analyse ist der Kopf des Königs noch immer nicht gerollt. Daher rührt die Bedeutung, die man in der Theorie der Macht immer noch dem Problem des Rechts und der Gewalt beimisst, dem Problem des Gesetzes und der Gesetzeswidrigkeit, des Willens und der Freiheit und vor allem dem Problem des Staates und der Souveränität«. Diese »Souveränitätsmacht«, an der sich das Denken der Macht immer noch orientiert, sei freilich abgelöst von »neuen Machtverfahren«, »die nicht mit dem Recht, sondern mit der Technik arbeiten, nicht mit dem Gesetz, sondern mit der Normalisierung, nicht mit der Strafe, sondern mit der Kontrolle, und die sich auf Ebenen und in Formen vollziehen, die über den Staat und seine Apparate hinausgehen« (Foucault 1983, 110f.). Wir werden sehen, dass Foucault »Technik« hier keineswegs metaphorisch meint, sondern auf Techniken der Regelung abhebt, wie sie sich in Regierungstechniken manifestieren, die sich im Paradigma der Kybernetik bewegen (s. hierzu die ausführliche Untersuchung von Benjamin Seibel 2014). Die Souveränitätsmacht in ihrer juristischen Repräsentation arbeitet, wie noch Max Webers Analyse von Macht im Unterschied zu Herrschaft zeigt, mit der Sanktion: »sterben zu *machen* und leben zu *lassen*« (Foucault 1983, 162).

Sie lässt sich als intentionalistisches Wirkungsmodell begreifen, welches ein Modalgefälle von der Macht über die Herrschaft zur Gewalt darstellt. Dem Inhaber der Macht obliegt der Zugriff auf Personen und Güter in Durchsetzung seines Willens, der, um mit Max Weber (Weber 1972, 28; vgl. Freyer 1965, 299) zu sprechen, als Macht die »Chance« (als *Möglichkeit* der Gratifikation) ist, sich gegen widerstrebende Willen durchzusetzen, »gleich worauf diese Chance beruht«. Ein solches noch »amorphes« Macht-konzept aktualisiere sich in der Herrschaft als »Chance auf Gehorsam«. Während sich einer solchen Macht, gleich ob sie angeeignet wurde oder durch Machtübertragung zustande gekommen ist, nur derjenige widersetzen kann, der den Tod nicht fürchtet oder über die Mittel verfügt, sich aus dem Zugriffsbereich der Macht zu entfernen, ist der Freiheitsspielraum im Bereich der Herrschaft spezifischer: Wem die Sanktionen, mit denen der Befehl bewährt ist, gleichgültig sind oder wer die Gratifikation der Herrschaft nicht begehrt, ist nicht beherrschbar. Hier ist offensichtlich die *power over* der *power to* vorgängig. Als auf Dauer gestelltes Veranlassungspotential (unter Vermeidung von Gewalt, welche von einem Scheitern dieser Macht zeugen würde) sichert sie die Fortsetzbarkeit des Handelns bzw. die Möglichkeit des Gelingens der Handlungen des Machtträgers. Dieser erscheint sozusagen als Techniker im Großen, der sich seine Welt gestaltet und auf den Gehorsam der Übermächtigten rechnen kann, sofern diese Sanktionen fürchten oder an den Vorteilen der Macht partizipieren, Erfolgsprämien und Belohnungen des Machtvollzugs einstreichen können. Doch zeigt Foucaults Genealogie der Macht, dass neben der Souveränitätsmacht ein Machttyp bestehen kann, der vollkommen anders funktioniert. »Man könnte sagen, das alte Recht, sterben zu *machen* oder leben zu *lassen* wurde abgelöst von einer Macht, Leben zu *machen* ...« (Foucault 1983, 165). Die »tiefgreifende Transformation«, die das Abendland seit dem klassischen Zeitalter erlebt habe, bestehe darin, dass die »Abschöpfung« nicht mehr die Hauptform der Macht zu sein tendiere, »sondern nur noch ein Element unter anderen Elementen, die an der Anreizung, Verstärkung, Kontrolle, Überwachung, Steigerung und Organisation der unterworfenen Kräfte arbeiten: diese Macht ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten« (Foucault 1983, 163). Die *power to* ist der *power over* vorgängig, diese durch jene bedingt und entsprechend ableitbar. Überwachung und Kontrolle, normierende Sanktion und Prüfung dienen dazu, die Kräfte geordnet zu verteilen (»Tableau«), die Aktionen regelhaft zu codieren (»Manöver«), sie zu entwickeln (»Übung«/»Lernen«) und zu einem Gesamtkörper zu bilden (»Taktik«) (Foucault 1976, 211). Disziplinarmacht als Kontrolle in diesem Sinne wird jedoch für Foucault zunehmend ergänzt und ersetzt durch die Macht der Gouvernementalität. Während der Typ der Kontrolle im Felde der Disziplinarmacht letztlich der *Technik der Steuerung* verhaftet ist, können wir hier von einer *Technik der Regelung* sprechen. Sie reguliert und koordiniert die Aktionen in Freiräumen, innerhalb derer sie sich optimal zu entfalten haben. Zu welchem Ziel?

Die Rede vom »Ziel« scheint angemessen, sofern sich »Strategien der Macht« rekonstruieren lassen; freilich kann nicht mehr von einer Autor-schaft eines Subjektes für die erfolgreiche Umsetzung dieser Strategien zu einer »siegreichen Lösung« gesprochen werden (Foucault 1987, 259). Die Möglichkeitsbedingungen der Macht liegen nicht mehr »in der ursprünglichen Existenz eines Mittelpunkts, nicht in einer Sonne der Souveränität«, sondern in Kraftverhältnissen, die »unablässig Machtzustände erzeugen, die immer lokal und instabil sind«. Beständigkeit, Wiederholung, Trägheit und Selbsterzeugung sei nur »der Gesamteffekt all dieser Beweglichkeiten, die Verkettung«, die mit dem »Namen« Macht belegt wird. Zu allen anderen Verhältnissen verhalte sich diese Macht »immanent«. Als quasi »intentionale und nichtsubjektive« sollen die großen anonymen Strategien die »geschwätigen Taktiken« derer koordinieren, die nach ihrem Selbstverständnis als regierende Kaste, als Gruppen die Staatsapparate kontrollieren und die wichtigsten ökonomischen Entscheidungen treffen, nicht aber »das gesamte Macht- und damit Funktionsnetz einer Gesellschaft in der Hand« haben (Foucault 1983, 114-116). Das Netz der Machtbeziehungen bilde ein dichtes Gewebe, welches die Apparate und Institutionen »durchzieht«, ohne an sie gebunden zu sein.

2.1.2 »Netze« bei Foucault

Unter dem Titelwort »Netz« (in eins mit der Rede von sich verstärkenden oder abschwächenden »Relationen« und »Knoten«) soll also ein Geschehen erfasst werden, welches sich durchaus in Strukturen, Institutionen und Dispositiven verfestigen kann. Die Art der Verfestigung ist freilich unterschiedlich: Dispositive (wie diejenigen der Inhaftierung, der Arbeitersiedlungen, der Kontrolle des Wahnsinnes, der École militaire von Gabriel, das Gender-Dispositiv oder die Episteme) stehen unter der »Matrix« eines »strategischen Imperativs«, der eine »urgence« beheben will. Es handelt sich um eine *funktionale* Verfestigung, die real-, intellektual- und sozialtechnische Elemente unter einem funktionalen Erfordernis relationiert. Freilich können diese Elemente ihre Position im Netz verändern und vertauschen, so dass Macht subversiv umgewendet werden kann. Es fällt zunächst auf, dass Dispositive offensichtlich auf sehr unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sein können, sowohl was ihre Konkretion oder Allgemeinheit betrifft, als auch, was ihren funktionalen Zusammenhang untereinander angeht. Im Blick auf die Sexualitätsdispositive verweist Foucault darauf, dass die Analyse von Dispositiven nicht verkürzt werden darf auf das, was Wissenschaftshistoriker, Wissenssoziologen, Ideengeschichtler, Fachwissenschaftler in ihrer Analyse bestimmter Praktiken betreiben. Foucault charakterisiert »Dispositiv« auf drei Ebenen, welche ich die extensionale, die intensionale und die intentionale bezeichnen will (Hubig 1978, 15-40), wobei bei letzterer explizit ausgeschlossen werden soll, dass es sich um eine individuell-intentionale handelt. *Extensional* charakterisiert Foucault Dispositiv als Menge, welche Diskurse, Institutionen, architektoni-

sche Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, Aussagen, philosophisch-moralische Lehrsätze u. v.a. mehr umfassen kann. Diese Menge ist *intensional* zu charakterisieren (und wird dadurch zur Klasse) durch eine bestimmte Struktur: Diese Struktur als bestimmtes Merkmal von »Dispositiv« liege in seiner Eigenschaft, ein dynamisches »Netz« (Foucault 1978, 120) zu sein, dessen Dynamik formal in Positionswechseln der Elemente im jeweiligen Netz beschrieben werden kann, und dessen Struktur durch die jeweiligen *funktionalen* Beziehungen der Elemente untereinander zu erfassen ist. So kann z.B. das Element »Diskurs« als Programm einer Institution, als Rechtfertigung oder Verdeckung einer Praxis oder als sekundäre Reinterpretation einer Praxis erscheinen. Umgekehrt können bestimmte Praxen i. w. S. Diskurse rechtfertigen oder verdecken etc. Die *Intention* (oder Idee), unter der die intensionale Verfasstheit des Dispositivs steht, die Einheit, durch welche die Formation eines Dispositivs (weiter gefasst als bloß »diskursive Formation«) gedacht ist, ist diejenige, unter einem bestimmten funktionalen Erfordernis einen »Notstand«, eine Störung (urgence) zu beheben, z.B. die Resorption einer freigesetzten Volksmasse zu bewerkstelligen, den Wahnsinn zu kontrollieren etc. (1978, 120). Eine solche Idee oder ein solcher »strategischer Imperativ« wird (unglücklich) von Foucault als »Matrix« für ein Dispositiv bezeichnet – eine Matrix ist ja eher ein formales Gerüst, welches ausgefüllt wird; hier ist wohl gemeint, dass ein entsprechender »strategischer Imperativ« eine Formation des Dispositivs als solche erscheinen lässt, weil er die Vorgabe dafür ausmacht, dass bestimmte Binnenrelationen im Dispositiv überhaupt als funktional erachtet werden können. Dieser »strategische Imperativ« formuliert also das funktionale Erfordernis, mit Blick auf welches eine bestimmte Relation zwischen Elementen des Dispositivs untereinander als in dem und dem Sinne funktional erscheint. Im Anschluss hieran ergeben sich nun eine Reihe von Fragen:

- Was heißt »Strategie«/»strategisch«?
- Welche Rolle hat in dieser Strategie die Macht?
- Wie sind solche Strategien mit oder ohne Subjekt überhaupt zu denken?
- Welche Konsequenzen hat dieser Begriff des Strategischen für die Vorstellung von Geschichte und Moderne?

Betrachten wir zunächst das »Strategische« am Dispositiv genauer: Das Dispositiv ist »strategischer Natur«, es ist ein »strategisches Modell« (Foucault 1978, 122f.), wohl zu lesen als Modell einer Strategie. Die Dimension des *Mittleinsatzes* wird charakterisiert als »Manipulation von Kräfteverhältnissen..., rationelles und abgestimmtes Eingreifen in Kräfteverhältnisse« (ebd.). Beschrieben wird dieses Eingreifen mit einem intentionalistischen Vokabular: »ausbauen, blockieren, stabilisieren, nutzbar machen« (ebd.). Die *Zweckdimension* wird nicht allgemein charakterisiert, wohl aber aus den Beispielen ersichtlich: So legt die jeweilige Episteme als Son-

derfall eines »strategischen Dispositiv« das Feld der Wissenschaftlichkeit fest, die Fähigkeit, dass etwas als wahr oder falsch begriffen werden kann, die Qualifizierbarkeit von Gegenständen (vgl. Foucault 1974, 386). Und so spricht Foucault von »Strategien von Kräfteverhältnissen [genitivus subjectivus, C.H.], die Wissen stützen und von diesem gestützt werden« (Foucault 1987, 123). Ein Ziel ist es also, epistemische Dispositive hervorzubringen; umgekehrt gilt aber auch, dass diese eingesetzt werden können, um allgemeinere Dispositive zu stützen. Eine solche – noch klärungsbedürftige – Doppelrelation wird auch im Blick auf sein Konzept der Macht ersichtlich werden (s.u.). Auf den ersten Blick verweist das Konzept der Episteme als »strategisches Dispositiv« frappante Ähnlichkeiten mit Thomas S. Kuhns Konzept der wissenschaftlichen Paradigmen auf. Allerdings werden im Blick auf die Subjekte der entsprechenden Strategien Unterschiede ersichtlich (s.u.). Ein weiterer Aspekt der Zieldimension des »Strategischen« wird ersichtlich in der Betrachtung der Institutionen als nicht-diskursiver Dispositive bzw. der institutionellen Anteile an diskursiven Dispositiven: Es handelt sich um Zwangssysteme zur Einübung und zum Aufzwingen eines bestimmten Verhaltens, welches zwar seinerseits als durchaus artikuliert und signifikant i. S. von beschreibbar sein kann, jedoch, wie Foucault explizit hervorhebt, seine Wirkung dadurch zeitigt, dass es »nicht in eine Rationalität eingegangen« sei, also eher implizit vermittelt wird (Foucault 1978, 123f.). Ferner kann festgehalten werden, dass es offenbar höher- und niederstufige Dispositive gibt, die ihrerseits untereinander in strategischen Beziehungen stehen.

Betrachten wir nun das zweite Glied der Kennzeichnung »Dispositive der Macht«, die »Macht«: Diese wird zunächst formal dadurch charakterisiert, dass sie keinen Ort hat, sondern – wie das Dispositiv – ein Bündel von Beziehungen (ein »Netz«) darstellt (Foucault 1987, 126). Dispositive seien an Macht »angegliedert«, produzierten andererseits selbst Macht, so z.B. ein bestimmtes Sexualitätsdispositiv die Macht »Geschlecht« (als reale – handlungsformende – Kategorie). Wie dies genauer zu verstehen ist, wird ersichtlich durch die Metaphern, unter denen die Verwirklichung der (höherstufigen) »Strategien der Macht« beschrieben werden: Diese »nisten« sich ein, »schreiben sich ein«, sofern sie Bedingungen ihrer Ausübung »vorfinden« (Foucault 1987, 1978, 128). Die Macht »stützt« sich auf Strukturen, »schreibt sich in ein Möglichkeitsfeld ein« (Foucault 1987, 254), das sie selber vorgibt und in dem sie sich aktualisiert, und zwar in Gestalt der von Strukturen relationierten Binnen-Möglichkeitsräume. Die Macht selbst ist mithin von ihrer Ausübung zu unterscheiden. Macht ist eine »Weise des Einwirkens auf Handlungen«, also eine Eigenschaft, während die Machtausübung in concreto darin besteht, »das Feld möglichen Handelns der anderen zu strukturieren« (Foucault 1987, 257), was aber voraussetzt, dass die Bedingungen für diese Machtausübung als Verwirklichung von Macht gegeben sind. Dies verweist uns auf die klassische Struktur von Dispositionen, ausgedrückt in Dispositionsprädikaten. Allerdings distanziert sich Foucault explizit davon, hier von »Fähigkeiten« zu

sprechen, was unterstellen würde, dass individuelle Subjekte Träger von Macht sind (Foucault 1987, 253). Die Verwirklichung von Macht, ihre reale Ausübung, »taucht an bestimmten Orten auf« (Foucault 1978, 126). Dispositionen im allgemeinen sind nun Strukturen, die unter bestimmten gegebenen *Bedingungen* Effekte zeitigen, und nur unter diesen. Es sind reale Möglichkeiten (»Potentiale«), von denen wir nur empirische Vorstellungen über ihre Verwirklichung erhalten können. Wir rekonstruieren sie mit Blick auf ihre Manifestationen, sowohl in positiver wie in negativer Hinsicht, auch und gerade über Verunmöglichungserfahrungen. Eine negativ-diskursive Machtmanifestation ist der juristische Diskurs. Foucault will freilich den Begriff »Manifestation der Macht« durch »Ausübung der Macht« ersetzt wissen. Aus epistemischer Perspektive leuchtet dies ein – im Blick auf sein Forschungsprogramm. Sinngemäß sollte man für die Resultate seiner Archäologie den Ausdruck »Manifestation« beibehalten (Foucault 1987, 251). Eine »verdeckende Wirkung« von Macht kann erahnt werden, wenn bestimmte Manifestationen der Macht sich gegensätzlich verhalten zu unseren Intentionen. (So konstituiert »Biomacht« Individualität als Abweichung.)

Im Gegensatz zur nicht-menschlichen Natur lässt sich für den menschlichen Bereich erkennen, dass dispositionale Strukturen und ihre Wirkungsbedingungen nicht unabhängig voneinander sind, sondern sich wechselseitig zu beeinflussen vermögen. Während das Kristallgitter, welches Wasserlöslichkeit ausmacht, nicht in irgendeiner Weise interagiert mit den Bedingungen, die das tatsächliche Auflösen im Wasser ermöglichen, wirken bestimmte Realisierungen von Dispositionen im Menschlichen auf die Struktur dieser Dispositionen zurück (ein simples Beispiel ist die Verfasstheit eines Organismus als Leistungsdisposition in Wechselwirkungen mit Trainings- und Ernährungsbedingungen). Vergegenwärtigt man sich diese Sachlage, so wird plausibel, warum Foucault einerseits Macht charakterisiert als »Gesamtheit der Mittel, um ein Machtdispositiv funktionieren zu lassen oder aufrecht zu erhalten« (Foucault 1987, 259), andererseits aber darauf verweist, dass Dispositive ihrerseits Macht »produzieren« (Foucault 1978, 125), z.B.: das Dispositiv »Geschlecht« Optionen zwischen Unterdrückung und Emanzipation (als »strategische Wiederauffüllung« – s.u.).

Wir können zunächst festhalten: Macht ist eine Disposition, die sich in einem Dispositiv verwirklicht (Machtausübung), sofern das Dispositiv seinerseits Bedingungen bereitstellt für eben diese Verwirklichung. Insofern stellt das Dispositiv seinerseits einen Machtfaktor dar. Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat in der *Phänomenologie des Geistes* dieses Wechselverhältnis im Blick auf Kraft als aktive und passive, als »sollizitierende« und »sollizitierte« diskutiert. Wie wir jeweils das Modalitätsgefälle ansetzen, und was als das Ermöglichende oder das Ermöglichte erscheint, ist Frage der Wahl des Gesichtspunktes der Modellierung durch den Verstand, der das Spiel der Kräfte theoretisch zu begreifen sucht, was ihm nicht gelingt (Hegel PhG, Kap. Kraft und Verstand). Genauso, wie wir sagen können

»der Baum brennt«, könnten wir auch formulieren »das Feuer baumt«. »Einnisten« und »sich Einschreiben« der Macht meint einerseits die Verwirklichung von Macht als Möglichkeit, andererseits aber die Affirmation bestimmter Strukturen unter den für sie günstigen Verwirklichungsbedingungen. Wenn aber nun sowohl »Macht« als Disposition als auch die konkreten Dispositive fortwährend als »strategisch« charakterisiert werden, stellt sich für *beide* die Frage nach dem Subjekt.

Es handele sich um »Strategien ohne Subjekt« (Foucault 1978, 132), ohne »Strategie«. An Foucaults Beispielen sozialreformerischer Maßnahmen zur Statusverbesserung der Arbeiterklasse, begleitet vom Diskurs der Philanthropie, sowie dem Eintritt der Medizin und des medizinischen Diskurses in das Rechtssystem und die Gerichtsbarkeit wird ersichtlich, was gemeint ist (Foucault 1978, 132ff., 136): Es muss eine Bündelung von für sich gesehen disparaten Interessen vorliegen dergestalt, dass sie in einer einzigen Strategie realisierbar erscheinen (ein Dispositiv der Macht muss da sein), worauf sich ein Effekt einstellt, der wiederum als Bündelung durchaus disparater Ergebnisse gelesen werden kann, die gleichwohl einen Komplex, ein »neues Netz« von Kräfteverhältnissen ausmachen, deren Verwirklichung der »urgence« (s.o.) wenigstens partiell Abhilfe schafft. Die *urgence* ist also nicht etwas, was im Lichte individueller Intentionalität als solche erscheint, sondern die Zusammenführung der unterschiedlichsten individuellen und/oder institutionellen Veränderungsbedarfe ausmacht. Wagen wir noch einmal den Vergleich mit Thomas S. Kuhn: Macht als Inbegriff eines »Systems von Differenzierungen, Typen von Zielen, instrumentellen Modalitäten, Formen der Institutionalisierung sowie Graden der Rationalisierung« (Foucault 1987, 258) erinnert frappant an »Paradigma« (in seiner Ausprägung als weltanschauliches und/oder theoretisches oder instrumentelles, getragen von der jeweiligen *scientific community*). Während der Strategie erst ex post durch die Wahl der »siegreichen Lösung« definiert ist (Foucault 1987, 259), ist doch eben die »siegreiche Lösung« *in der Geschichte* das »Auftreten eines (vorübergehend) stabilen Mechanismus« (Foucault 1987, 260), den der einzelne weder intendieren noch realisieren kann. Wird eine Lösung angestrebt, die einem solchen Mechanismus gleich kommt, so erscheint die Intention der entsprechend beteiligten Individuen und Institutionen ex post als »strategisch geschickt«. Unter der »Prävalenz« einer strategischen Zielsetzung (gedacht als einer einzigen) mag ein Dispositiv als realisierter Handlungszweck erscheinen (etwa im Zuge einer gelungenen Institutionalisierung); die Realisierung ist aber nur geglückt infolge der »funktionalen Überdeterminierung« des Dispositivs, seiner Multifunktionalität im Hinblick auf die Zusammenführung unterschiedlichster Interessenlagen. Insofern sind die Subjekte nicht diejenigen der Strategien, sondern in die Strategien »impliziert« (Foucault 1978 121; 135).

An dieser Stelle ist auf die Kritik einzugehen, welche Jürgen Habermas gegenüber Foucault vorgebracht hat und die sich genau auf diesen Punkt bezieht: Habermas sieht richtig, dass Foucault bei seiner Analyse

von Macht in vernunftkritischer Absicht eine doppelte Argumentationslinie entwickelt. Genau dies macht er ihm aber zum kritischen Vorwurf, ohne die Funktion dieser Doppelung wirklich zu begreifen. Zum einen nämlich, so Habermas, beschreibt Foucault die Struktur von Überwältigungsstrategien innerhalb der Diskurse mit Blick auf eben ihre Manifestationen; zum anderen aber stehe Macht für die »synthetischen Leistungen, die Kant noch einem Subjekt zugeschrieben hatte, und die der Strukturalismus als anonymes Geschehen, nämlich als reines dezentriertes, regelgeleitetes Operieren ... versteht (Habermas 1985, 300). Daher habe auch die Genealogie Foucaults eine Doppelrolle, zum einen die empirische »Analyse von Machttechnologien, die den gesellschaftlichen Funktionszusammenhang ... erklären sollen«, zum anderen die transzendente »Analyse von Machttechnologien, die erklären sollen, wie wissenschaftliche Diskurse über den Menschen überhaupt möglich sind (ebd. 322). Die empirische Analyse könne von der Wissens- bzw. Wissenschaftssoziologie übernommen werden, die transzendente finde sich in der geläufigen dialektischen Vernunftkritik. Ein »Oszillieren« zwischen beiden sei unzulässig. Dabei wird aber übersehen, dass jene Doppellinigkeit, jener Doppelcharakter gerade das ausmacht, was Dispositionen kennzeichnet. Das Hin und Her zwischen Archäologie von Machtmanifestationen einerseits und Rekonstruktionen der verdeckten Wirkungsmechanismen (»verdeckt« im Sinne von »epistemisch verdeckt«) andererseits ist der übliche Weg zur Erschließung von Dispositionen. Die »eigentümliche Verbindung von Diskursen und Praktiken« (ebd. 284), allgemeiner (wenn man über die Episteme hinaus geht) von Macht und ihren Dispositiven sowie dem »Auftauchen« (Foucault 1978, 126) ihrer Manifestationen muss in ihrer Doppelung aufeinander bezogen werden, um im Bereich des Humanen genau der Wechselbeziehung zwischen der Disposition und ihren Wirkungsbedingungen auf die Spur zu kommen. Habermas macht Foucault genau das zum Vorwurf, was er durchaus pünktlich als dessen Pointe herausgearbeitet hat. Wie verhält sich nun die Genealogie von Dispositiven zur Genealogie der Geschichte überhaupt?

2.1.3 »Strukturen« bei Foucault

Im Unterschied zu den bisher vorläufig charakterisierten Netzen sind Strukturen bzw. eine *strukturelle* Verfestigung von anderer Art: So spricht Foucault explizit davon, dass Herrschaftseffekte auftreten können, »die mit Strukturen der Wahrheit oder mit wahrheitslastigen Institutionen verknüpft sind« (Foucault 2005, 895), ferner davon, dass »die Psychiatrie mit Machtstrukturen verbunden ist«, die Mathematik mit ihrem »Wahrheitsspiel« als einer »Gesamtheit von Regeln zur Herstellung der Wahrheit« mit »Institutionen der Macht verbunden« sei (Foucault 2005, 896) und von der »Struktur« der Ehe (Foucault 2005, 891).

Allgemein gefasst sind Strukturen kontextrelativ notwendige Verbindungen von Möglichkeitsräumen; es sind Ordnungen und Ordnungs-

systeme, die variablen Größen eines Ausgangsbereichs entsprechende Größen eines Zielbereichs zuordnen. Sie lassen sich in der »Wenn-Dann«-Form beschreiben und als Funktionen darstellen. Eine solche ihrerseits als nicht anders sein könnend erachtete Relationierung von Möglichkeitsräumen (Variablen) als Input- und Outputbereichen ordnet jeder »Instantiierung« als Ersetzung der Variable durch eine wirkliche individuelle Entität als Zustand, Ereignis oder Handlung einen entsprechenden Effekt als Ergebnis zu. Strukturen können als normierende Regeln oder als modellierte Gesetzmäßigkeiten realer Zusammenhänge auftreten, wobei sie im allgemeinsten Sinne Prozesse des Wandels, des Transports oder der Speicherung von Stoffen/Ressourcen, Energien und Informationen normieren, repräsentieren oder in der Realisierung bedingen. Freiheitspielräume eines Agierens unter Strukturen bestehen zum einen in der Ausfüllung der entsprechenden Möglichkeitsräume durch Instantiierung bzw. Individualisierung der Variablen, z.B. durch Aktionen. Strukturen bedürfen der Aktualisierung, damit wirkliche Effekte gezeitigt werden. Für eine solche Aktualisierung müssen sie als Bedingung ihrerseits real gegeben sein (z.B. als technische Infrastrukturen), entsprechend intellektuell konzeptualisiert sein (für die Handlungsplanung), und es müssen für ihre Aktualisierung entsprechend stabile normative Schemata vorliegen, was die zu erwartenden Lasten/Sanktionen oder Gratifikationen betrifft. Wir haben also ein Modalgefälle zwischen Netzen und Strukturen sowie zwischen Strukturen und Aktionen.

An dieser Stelle ist aber bereits darauf hinzuweisen, dass jede Aktualisierung einer Struktur (oder eines »Schemas«, oder eines »Mechanismus«, wie sich Foucault ausdrückt; Foucault 2005, 889; Foucault 1976, 114) mehr Eigenschaften aufweist als die von den notwendigerweise abstrakt-einseitigen Wenn-Dann-Verknüpfungen der Struktur umgriffenen. Wenn sich Gleichförmigkeiten der nicht erfassten Eigenschaften im Zuge der Aktualisierungen herausbilden, etablieren sich entsprechend *neue*, die bisherige Strukturierung überschreitende Strukturen; es entstehen dann neue »Strategien« (als Verknüpfungsschemata der Möglichkeitsbereiche). Auf diese Strukturodynamik werden wir näher eingehen, nachdem die sich herausbildenden Muster der Aktionen als »Praktiken« näher beleuchtet worden sind. (Gilles Deleuze hat vorgeschlagen, den Begriff »Schema«, wie ihn Foucault für die Beschreibung des Panoptikums als »Sehmaschine« und »Machtverstärker« im Kontext der Disziplinar- und Normalisierungsmacht explizit einsetzte (Foucault 1976, 267), als (Kraft-)Diagramm einer abstrakten Maschine zu fassen (Deleuze 1986, 69-71; 116; 118; 169). Freilich scheint mir Foucault den Schemabegriff auch weiter und den Diagrammbegriff auch in anderer Spezifikation zu verwenden.)

Die jeweilige spezifische funktionale Verbindung von normativen Schemata, ihren diskursiven Repräsentationen und realtechnischen Infrastrukturen hat Foucault als »Dispositiv« bezeichnet. Seine Beispiele wie die *École militaire*, die Kontrolle des Wahnsinns, Modi der Inhaftierung, Episteme in den verschiedenen Disziplinen oder Geschlecht, aber auch

die Arbeitersiedlungen (als Zusammenführung der Taktiken der Kapitaleigner, der an sozialer Kontrolle interessierten Kirchen, der Familien, die ihrerseits wieder zur Reproduktion funktionalisierbar wurden, begleitet vom Diskurs der Philanthropie und der Moralisierung der Arbeiterklasse, der Taktiken der Arbeitervereine u. v.a. mehr) machen ersichtlich, wie jeweils die Konstellation individueller Aktionen in eine »anonyme« Strategie mit entsprechender »siegreicher Lösung mündete« (Foucault 1978, 132). Wie aber gerade das Sicherheitsdispositiv der Inhaftierung, das Dispositiv des Geschlechts oder das Dispositiv der Pathologisierung sexuell abweichenden Verhaltens zeigen, wurden hier Möglichkeitsräume der Herausbildung *neuer* Strukturen wie derjenigen einer Entstehung des kriminellen Milieus, der Emanzipation oder der Relativierung bzw. Abweisung einer Zuschreibung von Delinquenz geschaffen. Dies ist hier nicht im Einzelnen nachzuzeichnen oder zu referieren; vielmehr zielt die Erwähnung darauf, unterschiedliche Modi einer jeweiligen Dynamik von Netzen, Strukturen und Dispositiven und unterschiedliche Modi eines wie auch immer freien Sich-In-Bezug-Setzens von Subjekten innerhalb und zu Netzen, Strukturen, Dispositiven zu markieren. Zur Klärung dieser Binnenverhältnisse ist jedoch zunächst genauer auf die Konzeptualisierung von »Praktiken« einzugehen.

2.1.4 Praktiken

Als »Praktiken« bezeichnet Foucault sowohl das Prozessieren innerhalb der Machtverhältnisse aus Strukturen und Dispositiven als auch die Artikulation von Widerständigkeit an Knotenbildungen in den Netzen (Foucault 1983, 116f.) der Aktionen unter Strukturen und Herrschaftsverhältnissen einerseits und Dispositiven (als »Subversion« s.u.) andererseits. Praktiken sind nicht die individuellen Aktionen (operativer) Subjekte, die ja nicht als Subjekte von Strategien auftreten können. Es handelt sich eher um so etwas wie realisierte »Handlungsmuster«, in denen sich (transitorische) Machtbeziehungen manifestieren. Die Soziologie der Praktiken hat den Ball aufgenommen, tut sich aber schwer mit dieser Herausforderung. Andreas Reckwitz spricht (in selbstmissverständener »Übereinstimmung« mit Theodore R. Schatzki; Schatzki 1996) vom Subjekt als »sozial-kultureller Form«, als »kontingente(m) Produkt symbolischer Ordnungen, welche ... modellieren, was ein Subjekt ist« (Reckwitz 2006, 34f.). Diese symbolischen Ordnungen, deren »Codes« mit ihren »Leitdifferenzen« sich *in* den sozialen Praktiken fänden, betrieben ein »doing subjects« (ebd. 36). Die Welt des Sozialen *besteht* aus solchen Netzwerken von sozialen Praktiken als »geregelmtem Verhalten«, »dem analog gebaut, was Wittgenstein als »Sprachspiele« umschreibt« (ebd. 37). Das »Subjekt« dürfe nicht als Träger von »Reflexionsfähigkeit«, »Wahl und Entscheidung«, »gerichtetem Begehren« gefasst werden; von seiner Form her erscheine es vielmehr als »Dispositionsbündel«, das »im Vollzug hochspezifischer kultureller Praktiken produziert und reproduziert« wird (ebd.

39f.). Diese Dispositionen seien »Teil der Praktiken« und »hängen von ihnen ab«, sowohl was die Innenorientierung als auch die Außenorientierung der Subjekte betreffe; so sei die »Innerlichkeit des bürgerlichen Subjekts ein Korrelat der Techniken der moralischen Selbstbefragung« (Reckwitz 2006, 40f.). Dieser Versuch einer Rekonstruktion, der sich, was seine Schlüsselbegriffe betrifft, auf Foucault stützt und diese mit Hilfe einiger Termini aus der Systemtheorie von Niklas Luhmann zu erläutern sucht, erweist sich bei genauerer Analyse als Darstellung eines Modalgefälles: Symbolische Ordnungen (also Ordnungen in einer entsprechenden Repräsentationsform) manifestieren sich in Praktiken, die Subjekte als »Dispositionenbündel« zeitigen, also Subjekte, die ihrerseits über ihre *Möglichkeit* des Handelns charakterisiert werden und sich dann in konkreten Aktionen verwirklichen. Die Aktualisierungen einer jeweilig vorangehenden Ermöglichungsinstanz schreiben deren Verfasstheit fort, indem sie jene festigt/affirmiert/reproduziert, modifiziert oder möglicherweise destruiert. Der offene Punkt bzw. die nicht beantwortete Frage liegt darin, wer oder was die Aktualisierung auslöst. Denn Möglichkeiten bedürfen zu ihrer Aktualisierung bestimmter Ausgangsbedingungen, die Foucault als »Milieu« bezeichnet (Foucault 2004, 29ff., 40ff.; vgl. 1976, 266), was im Deutschen entsprechend als »Medium« zu fassen wäre (so bedarf die Disposition der Wasserlöslichkeit, gegeben durch ein spezifisches Kristallgitter, eines entsprechenden Lösungsmediums, damit der Lösungsprozess stattfindet).

Die Frage steht also weiter im Raum, wie die Dispositionen der Subjektivität produziert (als solche verwirklicht) werden, und wie aus diesen Dispositionen (als bloßen Möglichkeiten) Akte der Verwirklichung werden, die ihrerseits Akte der Reproduktion (der Praktiken) sein sollen: wie also das Modalgefälle Ordnungen-Praktiken-Dispositionen (Subjekte) – Reproduktion der Praktiken in Aktionen überbrückt wird. Theodore R. Schatzki nun, der in diesem Zusammenhang viel zitiert wird, sucht seine Zuflucht im Konzept von Basishandlungen, wie sie Arthur C. Danto als nicht hintergehbare Basisinstanzen der Verwirklichungsleistung gefasst hat (Danto 1979, Kap. 2): Solcherlei Basishandlungen seien nicht »als vom Individuum verursacht« zu erachten, sondern fallen *unmittelbar* und *elementar* in eins mit einem evidenten Wissen des Handelnden über sie. Freilich setzt Danto hierbei bereits definitorisch das Konzept eines individuellen handelnden Subjekts voraus, und Schatzki kann daran anschließen, indem er seinerseits nun Praktiken als *organisierte* Handlungen bestimmt, allerdings als »open, temporally unfolding nexus of actions« (Schatzki 2002, 72). Damit lässt sich aber seine Version der Praktiken-Theorie nicht mehr im Mainstream der Praktiken-Forschung verorten, weil eine intentionale Belegung der zunächst nicht kausal vom Subjekt explizit verursachten Basisaktionen durch eben dieses Subjekt das Konzept eines intentionalen Subjekts der Praktiken voraussetzt, das nicht allererst durch solche Praktiken *konstituiert* werden kann. Dass Praktiken die *Form* der Subjektivität »konstituieren«, vermerkt aber eben Foucault.

Letztlich lässt sich dieses Dilemma m.E. nur dahingehend auflösen, dass sich Subjektivität als Bedingung einer Praxis der Freiheit nur (1) im »Abarbeiten« an einer seitens der Institutionen vorgegebenen Form, (2) in Erfahrung der Widerständigkeit und »Hemmung«, (3) als Erfahrung der Differenz zwischen Vorgabe und Handlungsergebnis selbst konstituiert. Diese Dialektik, die Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinem Paradigma der »Herrschaft und Knechtschaft« entwickelt und über die verschiedenen Stufen der Empörung und Zerrissenheit angesichts des Verhältnisses der Individualität zum »objektiven Geist« reflektiert (s. hierzu Hubig 2013), scheint mir die Antwort auf das bei Foucault nicht thematisierte Problem sowie auf die thematisierten, aber nicht gelösten Probleme einer Praktiken-Soziologie erbringen zu können.

2.1.5 Strukturdynamik und Netzdynamik – Intraaktionen und Interaktionen

Foucault verabschiedet mit dem »strategischen Subjekt« keineswegs einen Akteur, der als individuelles intentionales Subjekt tätig wird; er ist dies freilich nur im operativen, nicht im strategischen Sinne: Foucault fasst ihn als Adressat einer »urgence«, die diesen Akteur subversiv werden lässt. Diese »urgence« als Problemdruck wird erst Element einer Handlung, wenn die das Subjekt »von außen« konstituierende Macht die Möglichkeiten der Individuierung eröffnet und verschließt, insofern also Möglichkeiten der Individuierung »anstiftet«: als eine Handlungsmacht, die dem Akteur selbst solchermaßen zugewachsen ist und von diesem auf sich selbst angewendet wird, im Sinne etwa des Konzepts der »Einfaltung« bei Gilles Deleuze. Paradigmatisches Beispiel ist die unter der Disziplinarmacht in den Gefängnissen stattfindende Entstehung disziplinierter krimineller Milieus. Ob sich jedoch – wie bereits erwähnt – das Handlungsergebnis als »siegreiche Lösung« in Gestalt eines vorübergehend »stabilen Mechanismus« in der Geschichte zu etablieren vermag, sei qua Praktiken nicht zu erzwingen, sondern nur ex post zu registrieren.

Der Frage, wie solche Stabilitäten entstehen bzw. verwirklicht werden, hat sich Joseph Rouse gewidmet und dabei Überlegungen vorgelegt, die jene Leerstelle der Praktiken-Soziologie ausfüllen. Er nimmt dabei den von Karen Barad geprägten Neologismus »Intra-Aktion« auf (Barad 2007, 33; zu Barad und Rouse ausführlicher Vogelmann 2012). Intra-Aktion steht für Relationen, deren Relata durch diese Relation erzeugt werden. Die Relationen sind hierbei als Aktivitätsmuster zu fassen; es sind die »Praktiken«. Wir finden sie organisiert in Netzen (im buchstäblichen Sinne). Unabhängig von jeglicher Konzeptualisierung oder Normierung sind Netze wirkliche Relationierungen von Relata, die durch die jeweilige Qualität der Relation konstituiert sind. Die Relata sind zunächst bloße Dinge (also nicht irgendwie identifizierte Subjekt- oder Objekt-Sachen), deren spezifische Relationierung den Transport, den Wandel und die Speicherung von Stoffen, Energien und Informationen bestimmt. Die

Dynamik von Netzen hängt von der Frequentierung der qualitativen Verbindungen ab, die zu Verstärkungs- oder Abschwächungseffekten führt und die »Knoten« dabei ebenfalls stärkt oder schwächt. Zugleich hängt sie aber auch und gerade von der hieraus resultierenden Verfasstheit der Knoten ab, in denen sich qua Verstärkung Macht konzentriert und zugleich ausbreitet, als Potenzial, das mögliche Verbindungen vorgibt oder sich ihnen entzieht. Der Konzentrationseffekt führt dazu, dass die Aktualisierungen von Machtbeziehungen über diesen Knoten laufen bzw. ihn adressieren müssen, wenn sie effektiv (»andere Knoten erreichen«) und effizient (»mit vertretbarem Aufwand erreichen«) sein sollen. Die Ausbreitung von Macht liegt darin, dass die strukturierenden Vorgaben Chancen und Risiken der Aktualisierung bestimmen, also das Gelingen konformitätswilliger und das Scheitern konkurrierender Anstrengungen zur Ermächtigung (z.B. zur Erzielung von Öffentlichkeitswirksamkeit, dem Sich-Entziehen vor Kontrolle, dem Aufbau alternativer Netze). Je nachdem, in welcher Hinsicht (stofflich, energetisch und/oder informatorisch) etwas vernetzt ist, entstehen mit Blick auf die Abhängigkeit von endlichen Ressourcen jeder Art (auch der Zeit) Pfadabhängigkeiten oder Trägheiten oder Innovationen oder neue Vernetzungen. Wir haben es hier mit wirklichen, sich verstärkenden oder abschwächenden Prozessen zu tun, nicht mit der Aktualisierung in Modalgefällen wie im Felde der Strukturdynamik (s.u.).

Barad und Rouse können nun zeigen, wie im Zuge der Netzaktivitäten bzw. des Wirkungstransfers zwischen Dingen sich diese als Ding-Sachen oder Subjekt-Sachen, als dingartig wirkende Subjekte oder als subjektförmig agierende Dinge je nach Handlungsverteilung herausbilden: Unter der Voraussetzung, dass Intra-Aktionen/Praktiken in ihren individuellen Ausfüllungen der Relata stabil und wiederholbar – sozusagen »ansteuerbar« – werden, können diese Relata Kandidaten anderer Intra-Aktionen werden und Inferenzbeziehungen als Substituierbarkeitsbeziehungen zu anderen Praktiken aufweisen. Rouse verdeutlicht dies am Beispiel von »Wasser« als stabilem Element in Praktiken des Schwimmens, des Kochens, der Elektrolyse etc. (Rouse 2002, 314ff.). Unter einer solchen Voraussetzung können *Interaktionen* zwischen unterschiedlichen Intraaktionen stattfinden. Solche Interaktionen regulieren dann die Intraaktionen, indem den Relata (in unserem Beispiel dem jeweiligen Wasser) intraaktionsübergreifende »Eigenschaften« zuschreibbar werden (unser Konzept von »Wasser«). Auf diese Weise entsteht ein Konstrukt »Wirklichkeit« mit seinen »Kräften« (hier: »Wasser« mit den Potenzialen als Ware (Bewirtschaftung), Ressource (Kollektivgut), Trägermedium mit unterschiedlichen Nutzenoptionen etc.). An dieser Stelle nun kann allererst – da nicht vorgängig ein Subjekt-Konzept vorausgesetzt ist – eine Differenzierung, und zwar in Subjekte und Objekte als Relata, stattfinden: Denn wenn nun solche Elemente (Relata) von Praktiken inferenziell verkettet und stabil substituierbar erscheinen, lässt sich beobachten, dass manche innerhalb der unterschiedlichen Interaktionen die Aktivität zur

Selbstformung – praktische Reflexivität – aufweisen. In einem solchen Fall sind sie als Subjekte zu erachten, die, wie die Objekte, insgesamt erst durch die Interaktion von Praktiken hervorgebracht und epistemisch zugänglich werden. (So kann ein Subjekt-Relatum in unserem einfachen Beispiel als Produzent von Wasser bestimmter Qualität, als bilanzierende Ökologie, als Energietechniker (Wasserkraft), als Machtpolitiker (Entzug des Wassers, Krieg um Wasser) oder als Wasserkünstler auftreten und dabei die anhängenden Interaktionen adressieren.) Ein solcher Subjektbegriff ist weiter, als dass er nur menschliche Subjekte/Individuen erfassen würde. (Er korrespondiert dem hegelschen Konzept des Lebens.) Die Aktualisierungsmuster der Praktiken als Intraaktionen und die hierauf aufruhenden Interaktionen bestimmen die Qualität der Knoten und die Stabilität der Relationen. Im Zuge der Netzdynamik werden mithin in anderer Weise Strukturen gebildet oder destruiert als im Bereich der Strukturdynamik oder der Dynamik der Dispositive im engeren Sinne: Nicht mehr qua Subversion, sondern – unter Verlust der Möglichkeit der Subversion – qua anonymer Effekte der Netznutzung.

2.1.6 Spielräume der Freiheit

Die sich mit den aktuellen Praktiken der Netznutzung insbesondere in unserer digitalisierten Kultur abzeichnenden Tendenzen eines Informationskapitalismus (Nutzerprofilierung/»Filterbubble« für die Werbung, Ausschluss des Irritierenden und Unerwarteten, Kohortenbildung politisch Gleichgesinnter, Priorisierung der Nutzungsressourcen nach Maßgabe weiterer Vernetzung, Provokation zum Anschlusshandeln, Überwachung der Kommunikation, »digitale Tagelöhner und Netznomaden« etc.) führen in ihrer Anonymität und Intransparenz zur Entstehung von Spiegelwelten für die in der Netznutzung vereinzelt Individuen, die sich kaum mehr zu den Prozessen im Netz in ein kritisches Verhältnis setzen können. Dies betrifft nicht nur das WWW als solches, sondern auch alle hiervon abkünftig gestalteten Netze des Verkehrs, des Konsums, des Arbeitens, der Wissenskommunikation, der Organisation von Wohnen und Freizeit u. v.a. mehr. Dies gibt Anlass zu einer ernüchternden Bilanz: gegenüber der Macht als (1) möglicher Wirkung in Dispositiven, (2) Struktur der Ermöglichung als Institution und Herrschaft und (3) Netzen zeigen sich Spielräume der Freiheit ganz unterschiedlicher Art. Innerhalb der *Dispositive* ist Subversion möglich durch Initiierung alternativer Praktiken qua Selbstformung von Subjekten, die die Mittel des Dispositivs nutzen, um sie gegen das Dispositiv auszuspielen (z.B. das Sicherheitsdispositiv zur Sicherung der eigenen kriminellen Aktivitäten wirksam werden zu lassen) – als »strategische Wiederauffüllung« (Foucault 1978, 121): Wenn Dispositive durchaus ihre Genealogie aufweisen (Prävalenz strategischer Zielsetzungsbündelungen – Strategie der Macht – Manifestation eines Mechanismus), dann bedeutet dies noch nicht, dass ein Konzept des Geschichtlichen sich hieraus ableiten ließe. Dass dem

doch so ist, dass wir von Geschichte als Genese und Wandel von Dispositiven sprechen können, scheint mir ablesbar an den Kennzeichnungen, die Foucault für das einmal zustande gekommene Dispositiv vornimmt: Neben der Überdeterminierung der »siegreichen Lösung«, die die unterschiedlichsten Defizienzen befriedigt, ist jedes Dispositiv auch durch eine *Unterdetermination* gekennzeichnet, wie sie im übrigen jeder Regel eignet, die immer weniger ist als die Gesamtheit ihrer Verwirklichungen (Ludwig Wittgenstein); keine Regel vermag alle Praktiken zu erfassen, die unter ihr gedacht werden können; keine Kategorie leistet die Synthesis in Gänze, die sie im Blick auf ihr Bezugsfeld erstrebt, weil sie eben dieses Bezugsfeld selbst nicht mitbestimmt. Weil keine Regel ihre Anwendung ihrerseits zu regulieren vermag, ist sie eben offen für das, was Foucault den Prozess einer »strategischen Wiederauffüllung« nennt (Foucault 1978, 121). Im Blick auf die »urgence« illegaler Praktiken im 18. Jahrhundert, die zu einer Machtstrategie der Inhaftierung geführt habe, ist festzustellen, dass gerade in der Haft ein neues Milieu der Delinquenz (Prostitution, heutiger Drogenhandel) entsteht, eine neue Szene von Kriminalität, die das Dispositiv in einer Weise wieder auffüllt, die über es hinausweist. Es entsteht eine neue Macht, die eben gerade auf einem bestimmten organisierten Typ von Kriminalisierung beruht und aus ihm heraus erwächst – Dispositive werden selber machtgenerierend. Gleiches lässt sich ablesen an den Beispielen der Dispositive im Kontext der Sexualität, zuletzt am Dispositiv Gender (Emanzipationsbewegung etc.). »Strategische Wiederauffüllung« führt zu einer Institutionendynamik, zu einem Prozess, welcher die Diskontinuität der großen epistemischen Dispositive, wie sie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* analysiert hat, überschreitet. Seine Analytik der Macht, so meine ich, erbringt auch ein modifiziertes Geschichtsbild. Die Energie der jeweiligen strategischen Wiederauffüllung speist sich aus einem Widerstand, aus der Subversion, die Foucault in einer ergänzenden Metapher zum »Netz« der Macht an »Punkten« verortet. Die Punkte sind dasjenige im Bezugsfeld der Macht, was die Bedingungen der Machtausübung (der Überdetermination als auch der Unterdetermination) ausmacht, und zwar in Gestalt der unterworfenen Subjekte, ersichtlich an der Form bzw. fehlenden Form des entsprechenden Widerstandes: Als »möglicher, notwendiger, unwahrscheinlicher, spontaner, wilder, einsamer, abgestimmter, kriegerischer, gewalttätiger, unversöhnlicher, kompromißbereiter, interessierter, opferbereiter« etc. (Foucault 1983, 113-188, hier: 117). Allerdings gilt: nur »siegreiche Lösungen« i.e. S. von etablierten Mechanismen lassen diese Punkte sich artikulieren, nicht Organisationen oder Systeme per se. Innerhalb der *Strukturen* können Handlungen also durch ihr Surplus an Eigenschaften, die in den Strukturen nicht vorgesehen und erfasst werden, Muster bilden, die ihrerseits Strukturcharakter gewinnen gemäß der Dialektik von Regel und Regelbefolgung; keine juristische Generalklausel, keine Ausgrenzungs- oder Konzentrationspraxis kann alle Eigenschaften der unter ihr befassten individuellen Elemente »managen« und kontrollieren im Sinne von Steuern (s. auch Foucault 2005f, 961).

Innerhalb der *Netze* kann sich Freiheit in der Umgewichtung und Umpositionierung der Knoten und ihrer Qualität manifestieren, wobei diese Freiheit nicht die eines originären Subjektes ist, sondern sich in Abhängigkeit von Wechselspiel der Aktionen innerhalb der Machtverhältnisse als gemeinsamer Effekt der Zeitigung neuer Macht etabliert. Das setzt aber die Zurechenbarkeit und Zuweisbarkeit der Prozesse an Subjekte voraus wie etwa im Konzept kommunikativer Macht bei Hannah Arendt (Arendt 1998).

In den hochtechnisierten Netzen mit ihrem *anonymen* Prozessieren jedoch bleibt letztlich – so scheint es – als Artikulation von Freiheit nur noch die bloße Verweigerung der anonymen Auswertung der Netznutzung als Praktik, mithin weiter Netznutzungsoptionen. Es bleibt dann nur noch eine bloß residuale negative Freiheit, deren Praktizierung erkaufte wird durch den Austritt aus Systemen, die inzwischen zur Bewältigung des Lebens in vielen Bereichen unverzichtbar geworden sind. Die Macht solcher Netze liegt jenseits eines Leben-Machens oder Sterben-Machens, also jenseits der Machttypisierungen, wie sie Foucault vorgenommen hat. Eine Verweigerung der Netznutzung bringt für den Widerständler ein »Zuwenig zum Leben« und ein »Zuviel zum Sterben«. Die von Michel Foucault proklamierte »Sorge um sich« als zielführende »Technologie des Selbst«, die er unter Rekurs auf antike Ideale »guter« Machtverhältnisse entwirft, muss sich daraufhin befragen lassen, ob diese antike Reminiszenz in der gegenwärtigen »Superstruktur« von Wirtschaft, Technik und Wissenschaft (Gehlen 1957, 11) noch ihren Ort haben kann.

Denn auf den ersten Blick scheint ein solcher Befund – was abschließend zu diskutieren ist – mit Foucaults Ausführungen um die Praxis der Freiheit nicht vereinbar. Dort stellt er zunächst klar, dass eine »Praxis der Befreiung nicht ausreicht, um die Praktiken der Freiheit zu definieren«; die Definition der Praktiken der Freiheit mache ein »ethisches Problem« aus (Foucault 2005, 877). Befreiung sei notwendig, aber nicht hinreichend: Sie ist erforderlich angesichts von Herrschaftsbeziehungen, die »jede Umkehrung der Bewegung« im Rahmen von Machtbeziehungen verhindern. Davon befreit, könne eine »Sorge um sich« ihren Ort finden, eine Sorge, die er in Orientierung am antiken Vorbild entwirft. Sie bedeute zunächst negativ, nicht »Sklave seiner Selbst« oder »Sklave Anderer« zu sein (Foucault 2005, 882f.), positiv: auf das Wohl der Anderen zu zielen, indem der Raum der Macht »gut« verwaltet wird. Eine solche gute Verwaltung sei als »Konversion« der Macht zu betrachten, als eine »Art und Weise, sie zu kontrollieren und zu begrenzen« (Foucault 2005, 884). Eine solchermaßen verstandene Macht über sich selbst und über die Anderen artikuliere sich in Praktiken der Freiheit, in denen sich das Subjekt auf aktive Weise, durch Praktiken des Selbst, konstituiere (Foucault 2005, 888). Dies scheint nun dem obigen Befund performativ genau zu widersprechen, soll es nicht beim bloßen Appell bleiben.

Interessant ist indes zu beobachten, dass Foucault die Etablierung solcher Praktiken hier weniger mit Blick auf die Machtbeziehungen in *Netzen*

diskutiert, sondern fast unmerklich umschwenkt zu Beispielen solcher Etablierung von Praktiken des Selbst, die diese im Rahmen von Schemata und *Strukturen* verortet: Schemata, die in einer Kultur vorfindlich, vorgegeben und aufgezwungen seien, in der traditionellen Struktur der Ehe, in Absetzung von »Strukturen der Wahrheit« oder »wahrheitslastigen Institutionen« (Foucault 2005, 895), sofern diese nicht als Herrschaftssysteme auftreten, die alles kontrollieren und keinerlei Raum für Freiheit lassen, sondern als mobile, reversible und instabile Machtbeziehungen. Dann könne das Wahrheitsspiel anders gespielt werden, »indem man aufzeigt, dass es andere vernünftige Möglichkeiten gibt« (Foucault 2005, 895), was eben auch für die »Machtstrukturen« der Psychiatrie zutrifft. Die »strategischen Spiele zwischen Freiheiten« (man denke an das Beispiel Schach) weisen eben durchaus eine Struktur auf, die von Herrschaftszuständen zu unterscheiden ist. Damit hätten wir hier den vorgängigen Befund eingeholt, dass die Etablierung von Freiheit unter Strukturen möglich, ja durch Strukturen gerade bedingt ist. Denn Gouvernamentalität impliziere eben den Selbstbezug auf sich und den Bezug auf den Anderen, indem sie auf die »Gesamtheit der Praktiken ..., mit denen man die Strategien konstituieren, definieren, organisieren und instrumentalisieren kann, die die einzelnen in ihrer Freiheit wechselseitig verfolgen können [Herv. CH]«, ziele (Foucault 2005, 901). Wenn nun das Subjekt durch Praktiken der Freiheit »konstituiert wird« (Foucault 2005, 892), andererseits die Regierungen im Rahmen der Gouvernamentalität diese Prozesse zu regulieren suchen, dann bedeutet die Bezugnahme des Subjekts auf diese Regulierungen eine Herausforderung an die Regierenden: Es wird deren Wahrheit über »Zielvorhaben und die generellen Entscheidungen über ihre Taktik« »verlangt«, und zwar im Zuge freien Sprechens, der »parrhesia im Namen des Wissens und der Erfahrung« der Regierten (Foucault 2005a, 907). Auch dies ist jedoch nur möglich, wenn Machtbeziehungen in Gestalt expliziter Strukturen ersichtlich werden, nicht aber angesichts einer anonymen Netzdyamik. Nur in ersterer Konstellation können »neue Lebensformen, Beziehungen« als »Faktoren« einer »Stabilisierung« geschaffen werden, wobei wir dabei wohl nicht, so Foucault, »unsere *eigene* Kultur«, sondern »eine Kultur *erschaffen*« (Foucault 2005b, 911). Genau dies wäre die Herausbildung neuer Schemata im Handeln unter vorfindlichen Strukturen. Es geht also um die Umgestaltung von Situationen qua »Widerstand« als »Element dieses strategischen Verhältnisses ..., worin die Macht besteht« (Foucault 2005b, 916f.). Gerade deshalb wendet sich Foucault, ohne sich explizit auf Latour zu beziehen, dagegen, Macht als ein sich im Gesellschaftskörper ausbreitendes »Fluidum« zu erachten (vgl. Latour 2006b; Foucault 2005c, 919). Solcherlei freilich würde für jene anonyme Netzdyamik durchaus eine treffliche Metapher abgeben. Stattdessen hebt er hervor, dass jenseits einer Globalität, die die Strategien der Macht in toto zu regulieren sucht, die Individuen »einander einsetzen«, bzw. »indem ich diesem Wort einen sehr weiten Sinn gebe, einander ... »regieren« (*gouverner*). Die Eltern regieren die Kinder, die Mätresse regiert ihren Lieb-

haber, der Lehrer regiert usw. Man regiert einander in einer Konversation mittels einer ganzen Reihe von Taktiken« (Foucault 2005c, 929f.). Genau diese »Art von Beziehungen« sei die Voraussetzung dafür, dass es »bestimmte weitere Arten großer politischer Strukturierungen [sic!] geben« kann (Foucault 2005c, 930). Damit wären wir – wie ich meine – deutlich im Bereich der Strukturodynamik. Wenn andernorts von der Welt als »Netz, dessen Stränge sich kreuzen und Punkte verbinden« die Rede ist (Foucault 2005d, 931), und dies bei ihm mit einer Kritik an dem auf diesem Auge blinden Strukturalismus verbunden wird, der die Beziehungen der Elemente nur über die Dimension der Zeit modelliere, wo es doch um Relationen der Lage im Raum gehe (Foucault 2005d, 932f.), wird der Theoriehintergrund wieder verschwommen: Denn das Regieren im Rahmen von Machtbeziehungen ist ja doch wohl ein zeitlicher Prozess, der eben innerhalb von Strukturen neue Strukturen hervorbringt in nicht abschließbar transitorischer Form (einschließlich der Form des Subjekts) (Foucault 2005a, 906) – ein Prozess, der entweder durch die allgemeine Rede von Netzen nicht präzise und konkreter konstruierbar ist oder, wenn Netze von Strukturen zu unterscheiden sind, einen gewissen »Optimismus« bezüglich der Möglichkeit von Praktiken der Freiheit als Sorge um sich und andere angesichts der Netzdynamik nicht mehr vertretbar erscheinen lässt. Wenn für Foucault gilt: »Alle meine Untersuchungen richten sich gegen den Gedanken universeller Notwendigkeiten im menschlichen Dasein. Sie helfen entdecken, wie willkürlich Institutionen sind, welche Freiheit wir immer noch haben und wieviel Wandel immer noch möglich ist« (Foucault 2005f, 961), dann gilt dies, wie ich meine, für eine Strukturodynamik, die die »Willkürlichkeit« von Strukturen und Institutionen als solche vorführt, indem sie sie konterkariert, subversiv umwendet, widerständig blockiert und im Rahmen der Praktiken alternative Strukturen schafft. Hintergründig allerdings wirkt das »Netz«, indem die Macht stets »präsent ist« und sich in ihrer Dynamik als Dynamik in toto dem »gouverner« entzieht. Die Impulse, die aus Foucaults Ansatz resultieren, bedürfen einer weiteren analytischen Durchdringung und Bearbeitung, für die nun zunächst die Überlegungen Latours eine Folie abgeben sollen.

2.2 IM AUSGANG VON BRUNO LATOUR: »AKTEUR-NETZWERK-THEORIE« (ANT)

Die Frage nach einer Macht der Technik hatte uns immer wieder auf die defizitären Versuche zurückgeführt, diese Macht als bloß technisch vermittelte Macht von Subjekten über Subjekte zu fassen, oder in uneigentlicher Rede der Technik selbst eine Subjektposition einzuräumen, die sich einer »Eigenlogik« verdankt, der die Prozesse und Entwicklungen folgen, welche dann als Evolutionsgeschehen erscheinen, zudem wir allenfalls koevolutiv in ein Verhältnis treten können. Der Diskussionsrahmen schien durch die Alternativen »Sozialkonstruktivismus« – »Tech-

nikdeterminismus« einerseits, oder durch die Modellierung bestimmter Vermittlungen zwischen beiden, etwa naturalistisch gefasst als »Koevolution« oder pragmatistisch gefasst als Arbeit an Widerständigkeiten andererseits, bestimmt. Michel Foucault bereits hat diese Rahmung relativiert und hinterfragt, indem er die aus ihr resultierenden defizitären Machtmodellierungen auf das »anthropologische Wahrheitsspiel« mit seiner Subjekt-Objekt-Trennung zurückführte, mithin auf Regeln einer spezifischen diskursiven Formation, deren Diskursmacht selbst sich in diesem Theoriemodus nicht freilegen lässt, geschweige denn ihre Erscheinungsformen in Gestalt von Netzen, Strukturen und Dispositiven, deren Wirkung unter den alten Leitdifferenzen rätselhaft bleiben. Eine Spezifizierung von Macht und eine Verortung der Rolle von Techniken in diesem Kontext lässt sich unter diesen Leitdifferenzen nicht befriedigend vornehmen.

Bruno Latours Programm einer »symmetrischen Anthropologie« setzt nun genau an diesem Punkt an. Seinen Argumentationslinien weiter zu folgen erscheint für unser Anliegen aussichtsreich, weil er – intensiver als Foucault – die Rolle technischer Dinge und Verfasstheiten reflektiert, dabei »Technik« als Gattungsbegriff ablehnt und nur als Attribut zulässt (Latour 2000, 233), insbesondere aber die »Selbstmissverständnisse« der Moderne bezüglich bestimmter Formen der Vermittlung und des Zusammenhangs zwischen Opposita wie Natur – Kultur, Technik – Gesellschaft, Geist – Außenwelt, Zeichen/Text – Signifikat – Gegenstand untersucht und kritisiert. Er tut dies aus der Perspektive eines soziologischen Wissenschafts- und Technikforschers in der Absicht, eine neue Beschreibungssprache zu gewinnen, die die inkriminierten Vorentscheidungen überwindet, flankiert dies freilich mit generalisierenden und hochabstrakten Termini, die weiterer Klärung und Differenzierung bedürfen.

2.2.1 Symmetrische Anthropologie

In seiner programmatischen Schrift *Wir sind nie modern gewesen* fordert Latour eine Anthropologie, die die beiden »großen Trennungen« zwischen Natur und Gesellschaft als Charakteristikum der Moderne sowie zwischen dieser solchermaßen charakterisierten Moderne und den »Vormodernen«, für die diese Trennung nicht gelte, überwinde (Latour 1995, 132f.). Derlei Trennungen beruhen auf Asymmetrien, wie sie für die Moderne in Gestalt der Konstruktivismen (Geist herrscht über Natur oder Technik) oder Determinismen (Natur oder Technik herrschen über den Geist) deren Selbstverständnis prägen, und wie diese aus der Sicht der Moderne das Verständnis der »Vormoderne« (mit deren Vermischung und Überlagerung dieser Sphären) ausmachen. Entsprechend seien diese Asymmetrien abzulösen durch eine »symmetrische Anthropologie«, die vorurteilsfrei diese »Praktiken der Reinigung« (ebd. 20) sowie die auf ihnen aufruhende Arbeit der Vermittlung auf den Prüfstand stellt. Es handle sich hier um »modernistische Übereinkünfte«, durch die »Fragen, die nicht getrennt gelöst werden können und alle zusammen in Angriff

genommen werden müssen, in inkommensurable Probleme verwandelt und abgeriegelt [werden]: Die epistemologische Frage, wie wir die Außenwelt erkennen können; die psychologische Frage, wie ein Geist Verbindung mit einer Außenwelt unterhalten kann; die politische Frage, wie wir die Gesellschaft in Ordnung halten können; und die moralische Frage, wie wir leben sollen« (Latour 2000, 381). Beispiele für diese Fragehaltung sowie gescheiterte Vermittlungsversuche haben wir im Kap. 1 nachgezeichnet.

Provokation für das Bemühen um eine symmetrische Anthropologie ist die Beobachtung, dass die Moderne durch die ungeheure »Vermehrung der Hybride«, die Vermehrung von »Quasi-Objekten«, die »weder die für sie von der Verfassung vorgesehene Position von Dingen ... noch die von Subjekten (einnehmen)«, den konstitutionellen Rahmen der Moderne selbst gesprengt hat (Latour 1995, 69, 70). Menschlich-technische Hybridwesen und Quasi-Objekte seien nicht einfach »Mischungen«, genauso wenig wie dies von Mensch-Natur-Dingen (als epistemischen Gegenständen) angenommen werden dürfe. Vielmehr versucht Latour, auf empirischer Basis Forschungsbegriffe zu entwickeln, welche die modernen Praktiken angemessener beschreiben. Hierfür hebt er auf die Symmetrie von Assoziationen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Aktanden ab, um eben jene Reduktionismen zu vermeiden. »Wenn man ... von Embryonen im Reagenzglas, Expertensystemen, digitalen Maschinen, Robotern mit Sensoren, hybridem Mais, Datenbanken, Drogen auf Rezept, Walen mit Funksendern, synthetisierten Genen, Einschaltmessgeräten etc. überschwemmt wird, wenn unsere Tageszeitungen all diese Monstren seitenweise vor uns ausbreiten und wenn diese Chimären sich weder auf der Seite der Objekte noch auf der Seite der Subjekte, noch in der Mitte zuhause fühlen, muss wohl oder übel irgendetwas geschehen. Alles sieht so aus, als wären die beiden Pole ... zuletzt miteinander verschmolzen, und zwar gerade aufgrund der Vermittlungspraxis, die von der Verfassung [der Moderne] freigesetzt und gleichzeitig gezeugnet worden ist« (Latour 2000, 69). Mit »Verfassung« meint Latour die institutionalisierte Trennung von Natur und Gesellschaft, Wissenschaft und Politik (ebd. 25-46). Der Unterschied zwischen vormodernen und modernen Gesellschaften sei nicht derjenige eines »epistemologischen Einschnitts«, sondern liege in der Ausweitung der Netze zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen (ebd. 145), der Netze, die durch die »Vervielfachung der Hybridwesen« – halb Objekt, halb Subjekt –, die wir Maschinen und Fakten nennen, »entstanden seien« (ebd. 156). Diese Ausweitung sei ermöglicht worden durch jene »Reinigungsarbeit«, die allererst den Aufbau und die Ausweitung zusätzlicher Verbindungen ermöglicht habe (»Arbeit der Vermittlung«), die sich aber nicht bezüglich der Verfasstheiten und Einstellungen unterscheiden, wie sie die Vormodernen relativ zu Natur und Technik aufwiesen. Der Macht solcher Verbindungen und Netze unterlägen nunmehr auch wir, die angeblich Modernen.

Diesen auf den ersten Blick doch eigentümlich oder gar abwegig erscheinenden Befund entwickelt Latour auf der Basis zahlreicher detaillierter Untersuchungen, die unser Verhältnis zu bzw. unseren Umgang mit als natürlich oder technisch attribuierten Dingen betreffen. Während die klassische Soziologie Beziehungen zwischen Subjekten (von Handlungen) und während klassische Naturwissenschaft Beziehungen zwischen Naturdingen und Prozessen untersuche, gerieten für beide die Assoziationen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen, unter denen überhaupt erst Dinge, Prozesse und Handlungen sich als solche stabilisieren und zu Gegenständen (der Erkenntnis und des Umgangs) werden, aus dem Blick. Stabilisierung meint dabei nicht wiederholtes Auftreten oder Wiederholbarkeit unter gleichen Bedingungen bei gleichbleibender Identität, sondern eine Veränderung aller Positionen von allen am Prozess Beteiligten im Netz ihrer Relationen untereinander. Wir werden diese Veränderung, bezeichnet als »Übersetzung«, sowie die Verfasstheit von Netzen zwischen Übersetzungsinstanzen noch genauer verfolgen (Kap. 2.2.2 und 2.2.4). Bekannte, paradigmatische Beispiele aus dem Untersuchungsfeld Latours sind Fallgeschichten zu technischen Objekten wie dem durch ein Gewicht beschwerten Hotelschlüssel (bei dem ein sozialer Umgang unter Aufforderung zur Rückgabe verändert und stabilisiert werden soll, indem die Aufforderung in ein technisches Ding, das Ding in einen neuen Funktionsträger und der Hotelgast in ein neues Subjekt, das in diesem Kontext nicht nur über sein Pflichtbewusstsein, sondern auch über seine Bequemlichkeit zu befinden hat, »übersetzt wird«), oder dem Berliner Türschlüssel für Mietshäuser (der das Abschließen der Tür erforderlich macht, wenn man den Schlüssel weiter mit sich führen will – ein analoger Übersetzungsprozess), ferner die Stabilisierung des Erscheinens von wissenschaftlichen Gegenständen und Prozessen als Faktizitäten im Rahmen des Einsatzes von Instrumenten, mereologischen Netzen, Laboratorien in ihrer jeweiligen Bindung an ein Kollektiv von Dingen, Formeln, Instrumenten, Personen, Institutionen (2000, 160). Alle diese Instanzen hätten ihr »Wesen« in den Relationen in diesen Netzen. Sowohl die Möglichkeit des Experimentierens, des Aufbaus wissenschaftlicher Theorien und technischer Nutzung der Forschungserträge als auch unser alltäglicher Umgang mit Technik sei durch entsprechende Veränderungen des Handelns durch technische Dinge und die Veränderung technischer Dinge durch Handeln bedingt. Dies betrifft sowohl die »Subjekte« des Handelns als auch die Handlungssituation selbst, weil mittels der Dinge der Fokus der Mittel-Zweck-Zuordnung und damit das Handlungsschema genauso verschoben (übersetzt) werde wie das Verhältnis eines Subjekts zu einem potentiellen Schema seiner Handlung und die Annutzungsqualitäten einer Situation relativ zum Subjekt. Eine Waffe in der Hand – so das vielzitierte Beispiel, dass sich durch etliche Schriften Latours hindurch zieht – verändere die Qualität der Waffe genauso wie die Verfasstheit des Subjekts, welches die Waffe hält, sowie die Situation der Auseinandersetzung. Die Aktualisierung entsprechender Möglichkei-

ten lasse sich nicht einzelnen Instanzen eines solchen Netzes im Sinne einer von diesen ausgehenden, determinierenden Kraft zuschreiben (wie es die Waffenlobby unter Beharren auf die Verantwortlichkeit des Waffenführenden Subjekts oder ihre Gegner im Beharren auf einen psychischen Einfluss ausgehend von der Waffe gerne hätten). »Fliegen ist eine Eigenschaft der gesamten Assoziation oder Verbindung von Entitäten und dazu gehören Startpisten und Maschinen, Flughäfen und Ticketschalter. B52-Bomber fliegen nicht, es ist die US-Airforce, die fliegt. Handeln ist nicht das Vermögen von Menschen, sondern das Vermögen *einer* Verbindung von Aktanden.« (Latour 2000, 221) Jeder dieser Aktanden ist jedoch nicht nur maßgeblich für das Netz der Relationen, in denen er steht, sondern rekrutiert sich seinerseits aus weiteren, ihn in seiner potentiellen Netzfunktion konstituierenden vor- und nachgelagerten Netzen, die das Übersetzungsgeschehen ihrerseits prägen. Für jede Aktualisierung erscheinen technische Dinge im Singular (»Punktualisierung«, »Blackboxing«) und verdecken die hintergründige räumliche und zeitliche Aktanden-Assoziation mit ihrer Vermittlungsleistung (ebd. 222ff.). Eine Bodenwelle, die Autofahrer bremst, ist nicht nur ein »stummer Polizist«, der seine Macht, vermittelt durch Technik, artikuliert, sondern Ergebnis einer kollektiven Praxis der Geschwindigkeitsreduktion, an der die unterschiedlichsten Personen, Institutionen, technischen Dinge und Prozesse mit ihren internen Tendenzen und Interessenbindungen beteiligt sind (ebd. 226ff.).

Die auf den ersten Blick nun einleuchtende Zurückweisung einer hypostasierten Subjekt-Objekt-Trennung und ihre Plausibilisierung durch zahlreiche Fallstudien, in denen eine soziologische Beschreibungssprache aus der Teilnehmer-Perspektive den Dingen anthropomorphe und den Subjekten techno- oder physiomorphe Eigenschaften zuschreibt, steht freilich in einem Spannungsverhältnis zu einer wissenschaftstheoretisch wenig entwickelten Rede, die auf Hilfsbegriffe wie »Hybrid«, »Quasi-Objekt« oder »Quasi-Subjekt« zurückgreift. Denn »Hybrid« suggeriert ein Kompositum mit klaren Schnittstellen; »Quasi-Objekt« setzt höherstufig das Objektkonzept wieder ein, und »Quasi-Subjekt« rückt den Beschreibenden wieder in die Subjektposition, wo er sich doch selbst als Akteur im Netzwerk situiert. Es findet sich hier ein analoges Problem der Suche nach einer geeigneten Terminologie, wie es bei Foucault anzutreffen war. Pfligte dieser aus jenem Grund explizit eine Theorieabstinenz und suchte er diese durch den Einsatz einer Metaphorik zu kompensieren, deren performative Kraft gerade diejenigen Inskriptionen und Transformationen *vorführen* sollte, die der »Archäologe« als Ausweis des Machtgeschehens freilegen wollte, so gibt Latour den Anspruch einer Theorie nicht auf. Er arbeitet mit und an seinen Termini bis hin zum Titelwort »Akteur-Netzwerk-Theorie«, insbesondere unterstützt durch seinen Mitstreiter Michel Callon, und bemüht sich um eine Beobachtungssprache, die sich der Adäquatheit ihrer Termini aus den Fallgeschichten heraus – rekursiv – zu versichern sucht. Nachfolgend wollen wir dies mit Blick auf »Übersetzung«, »Praktiken« und schließlich »Netze« rekonstruieren.

2.2.2 Übersetzung

Kehren wir zunächst zur Fallgeschichte »Waffe in der Hand« zurück. Hier finde eine »Übersetzung« statt, eine »Verschiebung, Drift, Vermittlung und Erfindung, es ist die Schöpfung einer Verbindung, die vorher nicht da war und die beiden ursprünglichen Elemente oder Agenten in bestimmtem Maße modifiziert. ... Die Übersetzung vollzieht sich ganz symmetrisch. Mit der Waffe in der Hand bist Du jemand anderes und auch die Waffe ist in Deiner Hand nicht mehr dieselbe. Du bist ein anderes Subjekt, weil Du die Waffe hältst; die Waffe ist ein anderes Objekt, weil sie eine Beziehung zu Dir unterhält. Nicht länger handelt es sich um die Waffe-im-Arsenal oder die Waffe-in-der-Schublade oder die Waffe-in-der-Tasche, nein, jetzt ist es die Waffe-in-Deiner-Hand gerichtet auf jemanden, der um sein Leben schreit. Was für das Subjekt gilt, gilt auch für das Objekt, was für den Schützen, auch für die zielende Waffe« (Latour 2000, 217f.). – Übersetzung als eine Verbindung, die die beiden Agenten »modifiziert«, soll als alternative Konzeptualisierung eines Verhältnisses erachtet werden, das sich nicht mehr als Determination von der einen auf die andere Seite (»Es sind Menschen, die töten«/Waffenlobby oder »Feuerwaffen töten Menschen«/Gegenfraktion) begreifen lässt. Die Frage, wer von beiden der Akteur ist, sei falsch gestellt. Vielmehr müsse gelten: »Wenn wir die Waffe und den Bürger dagegen als Propositionen begreifen, bemerken wir, dass weder Subjekt noch Objekt (noch ihre Ziele) festgelegt sind. Wenn Propositionen artikuliert werden, verbinden sie sich zu einer neuen Proposition. Sie werden ›jemand‹ oder ›etwas‹ anderes« (ebd.). Mit »Proposition« soll offensichtlich ausgedrückt werden, dass es um Gehalte ohne festgelegten (d.h. mit offenem) Bezug zu einer Intentionalität (Subjekt) und ohne festgelegte dingliche Referenz/Extension (Objekt) geht. Erst ihre »Artikulation« oder »Inskription«, ihr Festwerden in einer spezifischen Verbindung (im Netz) macht sie zu einer neuen (gemeinsamen) Proposition. Und diese wird aktualisiert/prozessiert/agiert (nicht: handelt), wie es das »Netz« (weiteres hierzu unten) irgendwie vorgibt. An dieser Stelle bleibt (noch) offen, ob es sich in diesem Zusammenhang um eine zweistellige oder dreistellige Relation handelt. Wenn die »Übersetzung« zwei Agenten modifiziert, haben wir eine dreistellige Relation; wenn gemeint ist, dass die beiden Agenten sich wechselseitig modifizieren und das Ergebnis ihre Übersetzung ist, haben wir (vorläufig) eine zweistellige Relation. Festzuhalten ist zunächst, dass beide Agenten einer Modifikation unterliegen, sich an ihnen eine Modifikation vollzieht, die für sie nicht vollständig disponibel ist und nicht vollständig in ihrer jeweiligen Verantwortlichkeit liegt. Sind wir dabei dem Phänomen der Macht etwas näher gekommen?

Betrachten wir nochmals die Schlüsselbeispiele (im doppelten Sinne) genauer (Latour 1996), um etwas differenzierter auszubuchstabieren, was mit dem Übersetzungsgeschehen gemeint sein könnte. Im Ausgangszustand agiert der Hotelgast gemäß einer Präferenzstruktur, der gemäß die

Präferenz, spontan, ungehindert, von der Rezeption unkontrolliert das Zimmer (ggf. mit Gästen) nutzen zu können, privilegiert ist. Solcherlei bezeichnet Latour als »intentionales Fragment« (Latour 2006b). Wird nun der Hotelschlüssel mit einem Gewicht beschwert, unhandlich und schlecht zu transportieren, so wird offenbar eine bisher latente Präferenz, sich einigermaßen bequem bewegen zu können, aktualisiert und verdrängt die bisher explizit privilegierte Präferenz. Dieser Prozess wird von dem neuen Artefakt ausgelöst, indem die Erfüllung der bisher privilegierten Präferenz – als »Proposition«, nicht als Ereignis – eine neue Konnotation erhält: den Aspekt des Lästig-Seins. (Bei der Pistole in der Hand verhält es sich gegenläufig: Die Proposition »Situation durch Töten bereinigen« erhält die Konnotation »technisch leicht und bequem und ohne schwierigere Überwindung einer instinktiv-manifesten Tötungshemmung (wie beim Erwürgen oder Erstechen in höherem Maße erforderlich) zu realisieren«. Dieser Prozess scheint bei Latour für das Subjekt indisponibel zu sein, sodass es in ein anderes Subjekt übersetzt *wird*. So sind – technisch induziert – Streifenpolizisten, deren Dienstpistole einen starken Abzugswiderstand aufweist, in dieser Hinsicht »andere Subjekte« als SEK-Beamte mit ihren leichtgängigen Waffen, bzw. würden in andere Subjekte »übersetzt«, wenn die Waffen getauscht werden. So wie die technischen Fragmente können nun auch die »intentionalen Fragmente« im Netz »zirkulieren«, was sich auf diesem Stande zunächst wohl so rekonstruieren lässt, dass andere Akteure je nach technisch induzierter Konnotation von Präferenzen die entsprechenden intentionalen Fragmente übernehmen, verstärken oder destruktuieren, und dementsprechend Artefakte als Aktanden so formieren, dass die Übernahme-, Verstärkungs- oder Destruktionswirkung in die Artefakte implementiert wird. Zugleich weisen diese Artefakte als Aktanden eine »eigensinnige« Verfasstheit auf, die nicht nur das Potenzial einer Nutzung bzw. eines Einsatzes birgt, sondern selbst wirkt, indem sie aufgrund dieser Verfasstheit Präferenzstrukturen umstellt und in ihrer Förderlichkeit oder Widerständigkeit die act-tokens aller Akteure im Netz selbst mitbestimmt. Die Rede von »Fragmenten« signalisiert aber bislang nur, dass es sich irgendwie um eine Mischung der Handlungsdeterminanten handelt, deren genauere Relationierung noch klärungsbedürftig bleibt.

In seiner Fallgeschichte zu einem »Freilandlabor« einer Expedition von Pedologen, Geomorphologen und Botanikern, die sich für Wald, Böden und Pflanzen interessieren und erklären wollen, wie der übergangslöse Saum zwischen brasilianischem Urwald und Savanne zu erklären sei, ferner das partielle Zurückdrängen des Waldes durch die Savanne sowie umgekehrte Prozesse an anderer Stelle, rekonstruiert Latour die zahlreichen »Übersetzungen« im Kontext der Arbeitsschritte, Praktiken, Hypothesenbildung und Aufzeichnungen, von der Markierung der Planquadrate mit Hilfe technisch realisierter Netze cartesischer Koordinaten, Techniken der Entnahme von Bodenproben, Klassifizierung, Konservierung von Pflanzen, geochemische Analysen unterschiedlicher Böden in fernen Labors europäischer Universitäten etc., um zu dem Befund zu ge-

langen, dass hier ein begrenztes *System* sich wechselseitig unterstützender mehrstufiger Übersetzungen vorliegt (welches mangels Beteiligung von Zoologen die Humusbildung im Zuge der Verdauungsaktivität von Würmern, die in die Savanne vordringen, nicht berücksichtigt). Auch hier also eine Übersetzung als Verbindung von Propositionen, die in ihrer zirkulären Verknüpfung nicht per se eine Referenz haben, sondern diese allenfalls als Eigenschaft der Kette in ihrer Gesamtheit (Latour 2000, 85) aufwiesen und insofern nicht einer externen Realität korrespondierten, sondern als Referenzobjekt jeweils andere Übersetzungen hätten, aktualisiert in Inskriptionen. Auch hier sehen wir die »wechselseitigen Modifikationen«, deren Instanz jenseits der »Disponibilität« der einzelnen involvierten Entitäten (hypothesenbildende Forscher, funktionierende oder nicht funktionierende Technik, falsifizierende Sachverhalte etc.) liegt. »Wirkungen auf ...« und »Widerständigkeit gegen ...« seien in ihrer technischen Vermitteltheit nicht Auskunftsinstanzen darüber, »wie wir wahrheitsgetreu über einen Sachverhalt sprechen können« (Latour 2000, 138).

»Übersetzung«, von Latours Mitstreiter Michel Callon (1980) aus Michel Serres *Hermes III. La traduction* (1974) übernommen, spielt mit den Bedeutungsdimensionen von »traduction«/»translation«, wobei weniger von einer Übertragung i. e. S. in einen anderen sprachlichen Kontext die Rede sein kann, sondern eher von Transformation, Modifikation, Weiterführung, »Bildung hin zu ...«, Verschiebung u.a. War zunächst von der »Erschaffung eines Bindegliedes, das zuvor nicht existiert hat und zwei Agenten modifiziert« die Rede (s.o.), so möchte Latour den Begriff des Agenten später abgelöst sehen von der differenzierten Rede, die zwischen Akteuren und Aktanden unterscheidet. Ein Akteur kann als Aktand verschiedene Rollen spielen und umgekehrt (»Akteur-Aktand-Symmetrie«), wobei als Aktand eine Entität unter Zuweisung einer bestimmten Rolle beschrieben werden soll, die in ihrer jeweiligen Verbindung den »Hybrid-Akteur« konstituiert. »Übersetzung« benennt den Prozess hin zu dieser Rollenverbindung, die auch die Rolle überindividueller Kollektive (der Schütze zugehörig zur Klasse arbeitsloser Herumtreiber) oder zu subindividuellen Aktanden (unbewusste Motive des Schützen) umfassen kann. Analoges gilt für die »Übersetzung« der Waffe von einem Objekt in eine Entität, die Handlungen einer kollektiven Person, einer Institution oder eines kommerziellen Netzwerks instantiiert, genauso, wie sie bloß als Aktualisierung eines mechanischen Prozessschemas in einer anderen Netzkonstellation eine Rolle spielen kann. »Übersetzung« gewinnt also die Bedeutungen von »Driften«, »Erfinden«, »Vermittlung« hinzu (Latour 2000, 217, 219). Sie ist dann eine »Verknüpfung«, die Transformationen transportiert: Sie ist »weder ein Akteur unter anderen noch eine Kraft hinter allen Akteuren«, etwas, was »nicht Kausalität transportiert, sondern zwei Mittler veranlasst zu koexistieren« (Latour 2010, 188). Übersetzung als Bindeglied/Mittler setzt also ihrerseits bereits Übersetzungen/Transformationen voraus sowie eben jene vorfindlichen Mittler, welche sie zur Koexistenz in einer spezifischen Form veranlasst.

Wir haben hier dieselbe Architektonik, wie wir sie später im Konzept des Netzes wiederfinden werden: So wie die Relata, die durch die Übersetzung modifiziert werden, ihrerseits bereits als Übersetzungen rekonstruierbar sind, und die Mittler als Veranlasser auf Mittler verwiesen sind, erweisen sich die Knoten eines Netzes ihrerseits bereits als Netze usw. In actu, wenn also die Aktanden zu Akteuren werden, und zwar in ihrer Assoziation, die sie dann als sozial ausweist (was auch für die Dinge als Quasi-Objekte gilt), vermögen sie dann »andere dazu (zu) bringen, Dinge zu tun ..., indem sie (die Akteure) Transformationen hervorbringen, die sich in vielen unerwarteten Ereignissen bei anderen Mittlern manifestieren« (Latour 2010, 186).

In einer Fallgeschichte, die Michel Callon rekonstruiert hat, sind diese unerwarteten Ereignisse im Relationennetz zwischen Fischern (mit ihren Problemen beim Muschelfang), den Muscheln selbst, den eingesetzten Fangtechniken (Netze etc.), den Fressfeinden (Seesterne) und den Techniken eines Schutzes vor diesen, den Besiedlungstechniken für die Muscheln (die diese annehmen oder nicht), den Ozeanographen, den Satelliten etc. diejenigen Ereignisse, die überraschend, unerwartet, widerständig wie sie sind entsprechende Veränderungen bei den Beteiligten und im Umbau des Netzes evozierten (Callon 2006; Latour 2010, 183ff.). Das Soziale sei die Bewegung in diesen Assoziationen. Das Agieren der Akteure bestehe eben nicht im »Transport einer Kraft, die die gleiche bliebe« (Latour 2010, 186). Wenn Belliger/Krieger (2006, 39) kommentieren, dass »Übersetzung ... der dauernde Versuch [ist], Akteure in ein Netzwerk einzubinden, in dem sie in Rollen und Interessen »übersetzt« werden, d.h. indem ihre Interessen angeglichen und gemeinsam ausgerichtet werden«, liegt diese Formulierung insofern schief, als bei »Versuch« natürlich sofort wieder die Frage nach dem Subjekt des Versuchens aufkommt. Wichtig scheint mir, es bei der unpersönlichen Rede von »Propositionen« zu belassen. Dabei ist bezüglich »Übersetzung« entsprechend dem Doppelcharakter, den die Suffixe »-ion« bzw. »-ung« haben, zwischen einer prozessualen und einer resultativen Bedeutung zu unterscheiden, und zwar auf zwei Ebenen: Auf der ersten Ebene läge die prozessuale Bedeutung darin, dass ein Bindeglied erschaffen wird, das Aktanden zu Akteuren modifiziert, transformiert; die resultative Bedeutung auf dieser ersten Ebene wäre das Ergebnis dieser Transformation selbst. Auf einer zweiten Ebene läge die Übersetzung dann, prozessual gefasst, in der Verknüpfung, die die Transformationen transportiert. Resultativ, als aufzeichenbares Ergebnis solcher Verknüpfungen, hätten wir es dann mit »Netzwerk« (s.u.) zu tun. Für »Aktand« gelte analog, dass er, prozessual begriffen, das Potenzial des Hervorbringens von Transformationen meint, resultativ die eben daraus sich ergebende Rolle als Mittler.

Fragen monoliner Kausalität oder Determination bezüglich der »Erschaffung des Bindegliedes«, eines Subjekts der Verknüpfung, werden auf dieser Stufe der Rekonstruktion bewusst unterlaufen bzw. ihre Beantwortung eingeholt mit dem Verweis auf die jeweilige Beschaffenheit von Transformationen der Transformationen im Netz(-werk). Sind

diese für die einzelnen Aktanden im Netz per se nicht disponibel, so sind »Politik«/»politische Verfasstheit« und »Gesellschaft« keineswegs immunisiert gegen Verantwortlichkeit für das Netzgeschehen insgesamt (hierzu Kap. 2.2.5). Hierzu formuliert Latour Appelle, die – ganz anders als Foucaults Konzept einer individuellen Sorge um sich selbst – die Gestaltung eines Verhältnisses zum Netzwerkgeschehen zum Thema haben. Wir werden hierauf unter 2.2.5 weiter eingehen und diese Problematik im Kap. 4, wenn es um ethische Fragen eines Verhältnisses zur Macht (nicht mehr um die »Macht über die Macht«) geht, wieder aufnehmen.

Übersetzung ist für Latour das zentrale Moment »technischer Vermittlung« (Latour 2006), welches nun in weitere Momente auseinandergelegt und in einem Prozessschema rekonstruierbar erscheint. Michel Callon folgend (Callon 2006a) besteht der erste Schritt in einer Problematisierung, in der der übersetzende Akteur ein Problem so fasst, dass andere es als Problem und Herausforderung akzeptieren. Die »Anderen« sind alle, die an als einem potentiell entstehenden Netzwerk beteiligt zu erachten sind (also auch Kammuscheln in ihrem Vermehrungsverhalten). Man ist erinnert an dasjenige, was Michel Foucault als »urgence« bezeichnete, als zunächst unspezifizierten Problemdruck, der, falls eine allseitige Lösung als Erfüllung der Desiderate entsteht, diese als »siegreiche Lösung« auszeichnet, ohne dass ein einziger Autor oder Verantwortlicher für diese Lösung zu adressieren wäre (s.o.). Für Callon scheint es so, als sei die Autorschaft für eine Problematisierung bei menschlichen Akteuren zu verorten, wengleich dies für ihre Ausführung als »Interdefinition«, die die unterschiedlichen Betroffenheiten aller beteiligten Instanzen im Netz markiert, sowie für die »Definition eines obligatorischen Passagepunktes«, die mögliche Allianzen und Berührungspunkte der Beteiligten in ihrer Entwicklung vorzeichnet (Callon 2006a, 148ff.), nicht mehr gilt. Der zweite Schritt, »interessement«, besteht darin, die »Alliierten« gegenüber dem noch »hypothetischen Aspekt der Problematisierung« zu testen und »Machtproben« vorzubereiten, unter denen die »Solidität der Problematisierung« angesichts möglicher Verweigerungen genauer bestimmt wird. Dabei werden Eigenschaften der jeweiligen Identitäten konsolidiert oder neu definiert; es erfolgt die Einbindung in das entsprechende Netzwerk, damit die zunächst hypothetisch zugewiesenen Rollen im Zuge eines »enroulement« tatsächlich eingenommen werden. Auf der Basis solchermaßen definierter und koordinierter Rollen entstehen entsprechende »Hybrid-Akteure«. Alle Definitionen – ein spezifisch menschliches Unterfangen – bleiben, solange sie vom Ausgangspunkt menschlicher Akteure her gedacht sind, hypothetisch. Was ihre erfolgreiche Aktualisierung betrifft (Wer bestimmt den Erfolg?), sind sie an das »Wollen« auch und gerade der nichtmenschlichen Akteure verwiesen. Wir finden hier eine anthropomorphisierende Redeweise in zweierlei Hinsicht vor: zunächst, was die Bildung eines Spielraums möglicher Übersetzungen betrifft, dann aber auch und gerade, was die Beschreibung des Transformationsgeschehens angeht. Dieser Punkt ist wichtig, weil er mögliche Verantwortlichkeiten markiert, die das Verhält-

nis zu den dann vom internen Geschehen im Netz aktualisierten Machtverhältnissen betrifft. In einer nachfolgenden Phase der »Mobilisierung« treten die Akteure in Transaktionen ein, innerhalb derer sie ihre Intentionen in die anderen Akteure »übersetzen« (die oben erwähnte zweite Ebene der Unterscheidung – Netzbildung) und auf diese Weise Allianzen schmieden, Vertreter, Fürsprecher, Delegierte gewinnen, sodass sich Verbände stabilisieren. Dieser Prozess ist »symmetrisch«, was die Relation zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren betrifft. Nichtmenschliche Akteure werden in diesem Kontext »zum Sprechen gebracht«. Freilich ist dieser Prozess beständig dem Risiko der Dissidenz, des Betrugs und der Kontroversen ausgesetzt, der für die nichtmenschlichen Akteure wiederum anthropomorph beschrieben wird als z.B. »stille Meuterei« der Kammuscheln, Widerständigkeit epistemischer Dinge gegenüber ihrer Konzeptualisierung, technische Misserfolge. Anders als beim problematischen Konzept der Schließung/closure, bei der – so der Sozialkonstruktivismus – auf dem Verhandlungswege definiert wird, was als technisches Artefakt nach Maßgabe seines Gelingens und Erfolgreichseins zu gelten habe (s. hierzu die Kritik in Kap. 1.2) wird hier zwar auch vom Erzielen einer »Schließung« gesprochen; diese bestehe jedoch darin, dass die Sprecher, die über die Übersetzungen Auskunft geben, nicht mehr in Frage gestellt werden, beruhe also auf dem Respekt für die Instanzen der jeweiligen Repräsentation, die über die Übersetzung im resultativen Sinne Auskunft geben. Ein solches Ergebnis sei jedoch jederzeit revidierbar und mache ein Element der Dynamik von Netzen aus, auf die noch einzugehen sein wird. Freilich ist zu fragen, was wir durch diese abstrakte Beschreibungssprache gewonnen haben. Ihr Surplus liegt m.E. zunächst darin, dass sie die Dichotomien (Konstruktivismus – Determinismus) unterläuft, die bisher eine adäquate Modellierung des Machtgeschehens verhindert haben; sie eröffnet die Möglichkeit einer Reflexion darauf, inwieweit die Anerkennung einer Repräsentation von Macht gerade diese Macht ausmacht (»The reputation of power is power«, Leviathan, 1. Teil, 10. Kapitel). Eine Feinarbeit, die die Kluft zwischen den empirischen Plausibilisierungen und einer diese überhöhenden Terminologie überbrückt, steht jedoch aus. Zugleich führt die Abstraktheit der Termini und ihre augenzwinkernd konzedierte anthropomorphe Verfasstheit bezüglich nichtmenschlicher Akteure dazu zu fragen, ob damit die Optionen einer eigentlichen Rede, die nicht zu diesen Hilfsmitteln greift, ausgeschöpft sind.

Ein Versuch, diese Lücken zu schließen, findet sich dahingehend bei Bruno Latour, dass er das Abstraktum »Übersetzung« in weitere Ausprägungen differenziert: Wenn eine direkte Zielerreichung, wie sie im Zuge der Übersetzung intendiert war, scheitert, komme es zu einem »Umweg« (sozusagen zu einer Hilfsübersetzung), in dem ein anderer Aktand für das Beiseiteräumen des Hindernisses und für eine neuerliche Zielerreichung in Anspruch genommen werde. Hier würden Unterprogramme im Zuge einer Suche nach Alternativen oder im Rahmen von Zufallsentdeckungen und -erfindungen etc. maßgeblich, die zu »zusammengesetzten Werk-

zeugen« führten. Freilich ist dies Allgemeingut klassischer Technikphilosophie und bedarf nicht einer besonderen Betonung im hiesigen Kontext. Es markiert lediglich die Anschlussfähigkeit der abstrakten Überlegungen Latours an herkömmliche Linien der Rekonstruktion des Technikeinsatzes als Umweg wie sie allerorten u.a. auch bei André Leroi-Gourhan vorfindlich sind, auf den Latour an dieser Stelle explizit verweist (Latour 2000, 222). Im Zuge anschließender Praktiken werde »die gemeinsame Produktion von Akteur und Artefakt ins Dunkel gehüllt« und eben dadurch ein erfolgreicher Technikeinsatz möglich, in dem die technische Vermitteltheit als »Black Box« erscheint und durch dieses Verfahren des »Blackboxing« ein Aktand (aus der Sicht des Akteurs) als fungibles Mittel einsetzbar erscheint. Ein solches »Blackboxing« (vgl. Luhmanns Charakterisierung der Technik als »funktionierende Simplifikation« Luhmann 1998, 524) bleibt natürlich reversibel, was Latour auch anmerkt: Die im Zuge eines Blackboxing erreichte »Punktualisierung« des Routinehandelns kann reflektiert bezüglich ihrer vorausliegenden Ausrichtung, die von den »obligatorischen Passagepunkten« (s.o.) als Ergebnis der »Übersetzung« abhängig war. Wenn nun auf der Basis einer neuen Problematisierung (aufgrund einer Unterbrechung der Entwicklung zur Zielerfüllung), die Vornahme eines Umwegs und die Rekrutierung zusätzlicher Aktanden ansteht (Latour 2000, 225) kann der Prozess der Punktualisierung aufgebrochen werden.

Ergebnis dieser ersten Ausdifferenzierung von Übersetzungsprozessen ist die »Überquerung der Grenze zwischen Zeichen und Dingen« – dasjenige Phänomen, welches wir am Berliner Hotelschlüssel oder beim »schlafenden Gendarm« bereits angedeutet fanden: Die Aufforderung zur Schlüsselrückgabe oder zum langsam Fahren, um niemanden zu gefährden, wird übersetzt in einen Appell an Eigennutz (Bequemlichkeit, Schonung der Stoßdämpfer) – durch den Umweg, die Rolleneinnahme durch eine »Veränderung der Ausdrucksmaterie«, also die Realisierung bestimmter materialer Infrastrukturen, zu fixieren. Die Ergebnisse fasst Latour unter dem Neologismus »Faitiche« als Kombination aus Fakt und Fetisch, also Faktizität mit normativer Wirkung (s.o. Kap. 1.1.4). Also nichts eigentlich Neues. Freilich ist hier doch interessant, dass gerade bezüglich der »Faitiche« leicht eine Machttypik suggeriert wird, innerhalb derer das Artefakt bloß Macht von Subjekten über Subjekte zu vermitteln scheint. Insofern widersprechen diese Plausibilisierungen (Hotelschlüssel, »schlafender Gendarm«) dem Gesamtansatz einer symmetrischen Anthropologie, weil dieser lediglich in zwei komplementäre Asymmetrien aufgelöst ist: Die Asymmetrie derjenigen Subjekte, die diese Faitiche herstellen, gegenüber den Dingen und die umgekehrte Asymmetrie der Dinge gegenüber den Subjekten, die mit ihnen umzugehen genötigt sind. Streng genommen wäre jedoch nur dann von Faitichen zu sprechen, wenn die Initiatorsubjekte und die Umgangssubjekte zusammenfielen wie es für die Laborpraxis, die Feldforschung oder das Kammmuschel-Beispiel zu gelten scheint. Das bedeutete, dass bei gegebener Realisierung im Netzwerk der Beziehungen der Umgang mit und unter »Faitichen«

indisponibel würde und nur in die Alternative von Inkaufnahme oder Vermeidung von Schädigungen und Nachteilen aufginge. Solcherlei wirft in einer weiteren Hinsicht erneut die Frage nach der Verantwortlichkeit auf, die Genese von »Übersetzungen« betreffend, wenngleich eine einmal etablierte »Geltung« von Faktischen eine Macht der Technik als »anonyme« (Foucault) Macht der siegreichen Lösung erscheinen lässt. Auch hier deutet also alles daraufhin, dass diese Frage wieder aufzunehmen sein wird.

Im Lichte einer sich abzeichnenden Problematik des Verhältnisses von Genese und Geltung der Übersetzungen ist aber zunächst genauer nach der Verfasstheit von Praktiken bzw. Praxis zu fragen, für die sie geltend werden. Latour erinnert in diesem Kontext an Leroi-Gourhan, dessen Modellierung von »Operationsketten« vielleicht ein weitergehend erhellendes Licht auf das Praxiskonzept von Latour zu werfen vermag. Daher soll diese Linie ein Stück weit eingebracht werden.

2.2.3 Praktiken: Rekurs auf André Leroi-Gourhan und Hans Linde

Wir hatten gesehen, dass sich im Zuge des Übersetzungsgeschehens Hybrid-Akteure herausbilden. Diese Herausbildung (Foucaults »siegreiche Lösung« im Kleinen) ist nicht der mono-intentionalen Autorschaft eines (sozialen) Subjekts zuschreibbar (Konstruktivismus), genauso wenig wie es auf eine kausale Wirkung technischer Gegenstände (Technikdeterminismus) zu reduzieren ist. Die Hybrid-Akteure, Ergebnisse einer (gelungenen) Übersetzung, handeln jedenfalls nicht im klassischen Sinne, sondern agieren in einer eigentümlichen Weise, für die auch Latour das Titelwort »Praktiken« ins Spiel bringt. Von einem Titelwort (und nicht von einem Terminus) spreche ich, weil wir auch hier auf die eigentümliche Ambivalenz stoßen, die bereits im Kontext der Überlegungen zu Foucault vorfindlich war und die notorische Unbestimmtheit, Unterbestimmtheit sowie gegenläufige Akzentuierungen in der Verwendung des Konzepts von »Praktiken« im Diskurs einer an Foucault und Latour orientierten Techniksoziologie ausmacht. Da war zum ersten die Linie, die – Schatzki (2003) folgend – das Prozessieren als Zusammenspiel von Akten fasste, die sich auf einem sozionaturalen Schauplatz als Schnittmenge der Bereiche von Natur und Kultur abspielen. Dabei wirkt der Mensch mit seiner biophysikalischen Struktur im Modus der Arbeit auf die Natur ein und verarbeitet naturinduzierte Erfahrungen, folgt dabei den im Feld der Kultur entwickelten Programmen und beeinflusst diese wiederum, indem er die ihm zur Verfügung stehenden Techniken der Repräsentation einsetzt. So weit, so gut – in dieser Allgemeinheit. Die Autoren dieser Prozesse erschienen dabei als »Nexus«, Knoten oder Verknüpfungen von basalen Akten, wodurch ein »Rest-Intentionalismus« sich von jener grundlegenden Ebene in die Ergebnisse fortschreibt. In diese Richtung deuten Bemerkungen von Latour, wenn er dieses Zusammenspiel von Akten am Geschehen der Rollenwahrnehmung auf einer Bühne verdeutlicht (Latour

2010, 17), in dem Vorgaben eines Autors (Text, Libretto), des Regisseurs, der gestalteten Umstände (Bühnenbildner, Beleuchter), der Persönlichkeit des Schauspielers und der gehandhabten Dinge »zusammenfließen«. Diese Inputs legen je für sich Möglichkeiten der Aktualisierung fest, in ihrer Gesamtheit bestimmen sie eine jeweilige Aktualisierung in Abhängigkeit von weiteren (Rand-)bedingungen. In ihrer Gesamtheit bringen sie eine »geordnete Folge« von Akten hervor, sofern dem Ordnungsanspruch gefolgt und er gelingend erfüllt wird (und sofern nicht durch äußere Einwirkung der Erfolg einer für sich gelingenden Umsetzung verhindert wird). Solche geordneten Folgen von Akten werden als Praktiken bezeichnet. Sie stehen unter einer Macht der Ordnung, die das Geschehen jedoch nicht determiniert (s. Bühnenschauspiel). Unter dieser Ordnungsmacht erscheint das Geschehen prinzipiell wiederholbar; im Sich-Wiederholen seiner Aktualisierungen, den Wiederholungen einzelner Akte bis hin zum Routinehandeln (und ggf. Routinisierungsverlusten), wird die Wiederholbarkeit performativ vorgeführt.

Was nun gewährleistet diese Wiederholbarkeit und führt zu einer »Stabilisierung des Sozialen«, die auf den Praktiken aufruhen soll? Es ist eben die Handhabung der Dinge, der technischen Objekte, sofern sie qua Blackboxing zwar grundsätzlich reversibel, hier und jetzt jedoch als stabile und indisponible »Knoten« im Netz erscheinen (Latour 2000, 148). Diese technischen Objekte in ihrer (vorläufigen) Schließung materialisieren jeweils ein Handlungsprogramm, »das ein Netzwerk von Rollen koordiniert« hat (Callon 2006b, 314). Mag die Bühnen-Allegorie das Bild insofern verfälschen, als im Rahmen der sogenannten künstlerischen Freiheit sowie der Anlage als »Spiel« die Dispositionsräume größer erscheinen als in der »normalen« (normierten) Lebenswelt, so ist die Macht der Koordination, vermittelt in und über technische Objekte, gerade weil sie über Blackboxing unsichtbar geworden ist, nicht zu überschätzen. Sie wird zu explizieren sein, wenn wir uns nun, nachdem »Übersetzung« und »Knoten« in einer ersten Annäherung aus der Sicht Latours freigelegt sind, den Netzen zuwenden.

Die alternative Linie einer Modellierung von Praktiken war bereits angesprochen: Sie fasst die Agenten/Subjekte nicht als Knoten koordinierter Handlungen, sondern – mit Schatzki (s.o.) – als Bündel von Dispositionen. Dann stellt sich die Frage, was die Aktualisierung der Dispositionen veranlasst – die Frage nach den hinreichenden Randbedingungen. Auch entsteht das Problem, welche Instanzen dafür maßgeblich sind, ob eine Disposition wiederholt aktualisierbar ist (was jede generische Rede über Gegenstandsklassen oder Ereignisklassen impliziert), was aber für konkrete Gegenstände oder Ereignisse nicht generell zutrifft, weil deren spezifische Verfasstheit im Einzelfall so geartet sein kann, dass mit einer Aktualisierung die Disposition verloren geht. Ein Beispiel, auf das wir noch eingehen werden, wäre die naive Nutzung des WWW, in deren Zuge den Nutzer/innen zunehmend eine Spiegelwelt vorgestellt wird, die dem Adressatenprofil entsprechend Unerwartetes und Irritierendes ausschließt und – den Absichten der Netzstrategien folgend – einzig der Fortsetzung und einem bestimm-

ten Anschlusshandeln verpflichtet ist, in dem die Nutzer/innen sich selbst affirmieren, sozusagen mit sich selbst interagieren (s. Kap. 3.1.2). Ferner wäre der Fragehorizont zu erweitern mit Blick auf Verfasstheiten, bei denen die Aktualisierung bzw. die Wiederholung von Aktualisierungen die Strukturbedingungen, auf denen die Disposition aufruht, im Sinne einer Stärkung der Wiederholbarkeit der Aktualisierungsergebnisse (»Training«, »Magnetisierung« etc.) oder ihrer Schwächung bzw. einer Stärkung oder Schwächung der Resultate selbst verändern. In jedem Fall verlagert sich die Frage auf die hinreichenden Randbedingungen und die Effekte, die sie induzieren, und verführt dazu, in Determinismen zurückzufallen. Gefordert ist eine Antwort, die sowohl die Frage nach der Stabilisierungsfunktion von Praktiken als auch die nach einer möglichen Dynamik im Stabilisierungsgeschehen zu beantworten vermag, ohne dass als Alternative in jedem Falle Destabilisierung und eine Produktion von Kontingenz aufgrund »äußerer« Einwirkungen oder das Auftauchen eines neuen »deus ex machina« unterstellt werden müsste. Gefordert ist also eine Antwort auf die alte Frage nach einer Struktur- und/oder Netzynamik, die im Kontext der Erörterungen zu Foucault bereits virulent geworden ist.

Dazu ist freilich die Frage selbst – einem Hinweis Latours folgend – noch weiter zu verfolgen. Dies soll im Rekurs auf die Untersuchungen Leroi-Gourhans geschehen, dessen Konzept der Operationsketten einerseits als »Vorläufer« des Praktikenkonzeptes gelesen werden kann, andererseits aber auch als Kontrastfolie zur Herausarbeitung spezifischer Unterschiede, mithin für die ausstehende Schärfung des Latour'schen Konzeptes ex negativo, hilfreich sein mag. Gleiches gilt für den leider inzwischen in Vergessenheit geratenen Ansatz des Techniksoziologen Hans Linde mit seinem Konzept einer »Sachdominanz« in Sozialstrukturen, dessen Titel bereits signalisiert, dass es sich ebenfalls jenseits der Alternative Konstruktivismus – Determinismus bewegt und eben Dominanzverhältnisse untersucht. Nehmen Leroi-Gourhans Forschungen mit ihrem Aufweis einer Entwicklungsdynamik von Stabilisierungsverhältnissen Latours Kritik an den beiden »großen Reinigungen« der Moderne und den damit verbundenen Selbstmissverständnissen der Moderne vorweg, so findet sich ebenfalls bereits in Hans Lindes Soziologie der Sachverhältnisse (1972) erstens eine Kritik an einer Soziologie (auf der der Sozialkonstruktivismus aufruht), die im Gefolge Max Webers ihr Gegenstandsfeld bloß als eines von Beziehungen zwischen Subjekten modelliert (mit ihren »Aushandlungsprozessen«), sowie zweitens die Vorstellung einer Alternative, die stattdessen die Erforschung von »Verhältnissen« fordert, die nicht über die Dinge, sondern über die »Sachen« als so-und-so identifizierte Dinge mit entsprechend normativer Geladenheit vermittelt sind. Auch hier werden wir, was bestimmte Spezifika betrifft, eine ex negativo erhellende Kontrastfolie vorfinden.

Zunächst zu Leroi-Gourhan: André Leroi-Gourhan stützt sich in seinem Hauptwerk *La geste et la parole* auf Erträge seiner Studien *L'homme et la matière* (1943) sowie *Milieu et techniques* (1945), in denen er die univer-

selle Entwicklungstendenz der Technik in ihren unterschiedlichen Konkretisationen in den Ethnien nachzeichnet: Deren »äußeres Milieu« (geographisch-klimatische Verhältnisse, Vegetationszyklen, Wanderungen der Tiere etc.) wird zur Basis der Entwicklung eines »inneren Milieus« als kollektivem kulturellen Gedächtnis (neben dem genetischen und individuellen »Gedächtnis«), welches sich über die technischen Artefakte als »Exteriorisationen« (Auslagerungen, Veräußerlichungen organischer Funktionen) als »künstlichen Membranen« in seiner Existenz sichert und das äußere Milieu weitergestaltet.

Auslöser dieser Entwicklung ist der aufrechte Gang der Anthropinen im Zuge des Austritts aus dem Dschungel als einem Nahbereich direkter Interaktion, ein Austritt, der die Entwicklung des vorderen Relationsfeldes zu einer »actio per distans« (i. w. S., vergl. Kap: 4.1, Hans Blumenberg) voranbrachte: manuelle Gesten des Werkzeuggebrauchs, sowie lautliche Gesten der Kommunikation, die in ihrer Verbindung mit der manuellen Geste der Fixierung Zeichengebrauch, Wiederholbarkeit und Planung ermöglichen. Die Entwicklung von Technik und Sprache weist mithin nicht bloß eine Korrelation auf, sondern basiert auf einer funktionellen Einheit, deren Entwicklungsstufen Leroi-Gourhan in seinem Hauptwerk erkundet. Bereits der Titel des Werkes wirft Übersetzungsprobleme auf und kann in der deutschen Übersetzung missverstanden werden. »Geste« meint nicht, wie im Deutschen, in erster Linie die sinnhafte Gebärde, sondern primär den technisch-motorischen Aspekt der Handhabung von Werkzeugen, bei dem die Hand die zentrale Rolle spielt; »parole« meint analog den funktional-kommunikativen Zusammenhang, in dem das Wort eingesetzt wird. So wie das Werkzeug nur in der Geste, in der es technisch wirksam wird, real existiert (Leroi-Gourhan 1988, 296), wird das Wort zu einem solchen nur im Kommunikationsprozess. Das Gesichtorgan als »Mittel zur Schöpfung der gesprochenen Sprache« und die Hand als »Mittel zur Schaffung von Werkzeugen« (ebd. 261) sind nun nicht dadurch spezifisch menschlich, »was sie sind«, sondern durch das, was sich von ihnen »löst«, also durch Exteriorisierung ihrer Operationen, wobei die Hand auch und gerade für die Sprache zentral wird, weil sich im Graphismus erst fixierte Symbolbildung zeigt, die nicht mehr abhängig vom »Fluss der gesprochenen Sprache« ist (ebd.). Sprache und Werkzeug sind »beide der Ausdruck ein und derselben menschlichen Eigenschaft... Sprache ist von dem Augenblick möglich, da die Vorgeschichte Werkzeuge liefert, denn Werkzeug und Sprache sind neurologisch miteinander verbunden, und beide lassen sich nicht von der sozialen Struktur der Menschheit trennen« (ebd. 149).

Wenn wir unserem Bedürfnis folgen, »den Menschen der Zukunft in seine Gegenwart und in seine entfernteste Vergangenheit hineinzustellen« (ebd. 14), dürfen wir freilich nicht dem Fehler verfallen, ausgehend von einem gegenwärtigen Bild des Menschen auf der Basis lückenhafter Zwischenglieder (sei es ethnozentrisch in Abgrenzung von den Wilden – den Vormodernen – entworfen, sei es im Ausgang vom Werkzeuggebrauch auf die Suche nach Vormenschen in der Abstammungslinie vom

Affen fixiert) die entsprechenden Narrationen zu konstruieren. Irrtümer in unserem Selbstbild oder über den Werkzeuggebrauch höherer Spezies schreiben sich dann in unserer Sicht der Vergangenheit fort (vergl. Latours Kritik an den »Reinigungen«). Jenseits solcher belasteter Konstruktionen, mit denen sich Leroi-Gourhan in den ersten Kapiteln auseinandersetzt, gelten ihm als erste Menschheitskriterien der aufrechte Gang, der Besitz eines kurzen Gesichts und einer von der Fortbewegung freien Hand (ebd. 35). Dies scheint das Gehirn als »Mieter« des Organismus sowie das Dispositiv sprachlicher Kommunikation stimuliert zu haben (ebd. 56f.). Die am wenigsten spezialisierten Arten haben dabei die zerebral fortgeschrittensten Formen hervorgebracht (ebd. 82). Um nun die Technizität der Hominiden von derjenigen der Affen abzuheben (vergl. hierzu Latour 2001), sucht Leroi-Gourhan nach Grundzügen der Organisation des menschlichen Hirnapparates. Unter Rückgriff auf neurophysiologische Befunde identifiziert er spezifisch menschliche Hirnareale jenseits derjenigen, die für die physische Fähigkeit, expressive Laute oder Gesten zu organisieren, maßgeblich sind: solche einer intellektuellen Fähigkeit, expressive, in Laute oder Gesten übersetzbare Symbole – als Repräsentationen von Präsentationen, vgl. oben Kap. 1.1.2 – zu verstehen. Diese Symbole können als konkret verbunden mit Operationen, die das manuelle Feld mobilisieren, oder als abstrahiert aus manuellen Operationen verstanden werden (Leroi-Gourhan 1988, 118).

Bei den Australopithecinen findet sich erstmals die Herstellung von Werkzeugen, die konstante Formen aufweisen, einem echten Stereotyp entsprechen und eine Voraussicht im Ablauf der technischen Operationen voraussetzen, die das fertige Werkzeug avisieren. Während bei den Archanthropinen die Werkzeuge noch in weitem Maße eine direkte Emanation des spezifischen Verhaltens blieben, zeichnen sich bei den Paläoanthropinen (bis 50.000 v. u. Z.) wesentliche technische Neuerungen ab: Neben dem Block selbst werden nun nämlich die Abschläge relevant; der Block wird zur Quelle neuer Werkzeuge. Damit ist die Diversifizierung von Werkzeugen bis hin zur Jungsteinzeit eingeleitet. Während also zunächst Gehirn und Körper »die Werkzeuge gewissermaßen nach und nach ausschwitzen«, Chopper und Faustkeil eher als Teile des Skeletts erscheinen (ebd. 139), wird nun das Erarbeitete selber bearbeitet bzw. zur weiteren Bearbeitung genutzt. Mit der Diversifizierung der Funktionen geht die Diversifizierung der verwendeten Materialien einher, bis zu ihrem Einsatz als Symbolen, in denen die Erfüllung von Funktionen selber ausgedrückt wird: Im Unterschied zur Reihung verschiedener Lautsignale der Schimpansen als »genauer geistiger Entsprechung ihrer zusammengesteckten Stöcke«, was eben »noch keine Sprache ausmacht«, entwickelt sich diese als *Umgang* mit Signalen, als Zeugnis ein und derselben menschlichen Eigenschaft, wie sie die Herstellung und Bearbeitung von Werkzeugen darstellt (ebd. 149). So wie Werkzeuge im Hinblick auf eine spätere Verwendung erhalten und entsprechend aufbewahrt werden, liege der Unterschied zwischen Signal und Wort im *Fortbestand* des begrifflichen Konzeptes, so dass gilt:

»[D]ie Operationen, die zur Herstellung erforderlich sind, existieren schon vor den Gelegenheiten, bei denen sie benutzt werden.« (ebd. 150) Technik nun sei »zugleich Geste und Werkzeug« verkettet in einer »Syntax...«, die den Operationsfolgen zugleich ihre Festigkeit und ihre Feinheit verleiht. Die Syntax der Operationen wird vom Gedächtnis nahegelegt und entsteht zwischen dem Gehirn und der materiellen Umwelt« (ebd. 151). Für diesen Zusammenhang führt Leroi-Gourhan den Begriff der »Operationskette« ein. Verbale Äußerungen lassen sich zunächst als Ausdruck in konkreten und beschränkten Operationsketten vorstellen, die den Ablauf der technischen Operationen begleiten, »dann aber auch die bewusste Bewahrung und Reproduktion verbaler Ketten jenseits der unmittelbaren Operationen ermöglichen« – das, was den Keim von Sprache ausmacht. Beim Neanthropus, dem Homo sapiens, finden wir nun eine weitere Auflösung wesentlicher Teile der zoologischen Bedingungen seiner Existenz.

Als Stadien der Entwicklung sieht Leroi-Gourhan zunächst die Steinindustrie in immer besserer Anpassung des Materials an die Funktion, die Kumulation neuer Formen, die aus den alten Formen abgeleitet sind, in neuen weiteren Materialien (ebd. 179), sowie die Diversifizierung der Ethnien in Abhängigkeit von Vegetationszyklen und Tierwanderungen ihres jeweiligen Milieus, deren Regelmäßigkeit nun nachahmbar und gestaltbar erscheint, so dass die »von den biologischen Rhythmen beherrschte kulturelle Evolution abgelöst wird von einer kulturellen Evolution, die von den sozialen Phänomenen beherrscht wird« (ebd. 183). Es werden nun *stabile Varianten* ersichtlich, die den jeweiligen Milieus angepasst sind. Die Gesellschaften formen »ihre Verhaltensmuster mit den Instrumenten, die ihnen die materielle Welt bietet« (ebd. 190); nur in dieser Hinsicht spricht Leroi-Gourhan von einem »techno-ökonomischen Determinismus«. Die Entwicklung der Lebensrhythmen und ihre raum-zeitliche Organisation zeigt jedoch, dass zwischen dem techno-ökonomischen Apparat und dem sozialen Verhalten eine »Dialektik« liegt, die herauszuarbeiten sei (ebd.). Während die primitiven Gruppen, entsprechend ihrem Ernährungstyp dem Jahresverlauf unterworfen, ihre Territorien nach Maßgabe der periodisch genutzten Tier-Wanderwege bildeten und ihre Sozialbeziehungen, ihre Arbeitsteilung, ihre »Paarsymbiose« den funktionalen Erfordernissen entsprechend gestalteten, bildete sich zwischen 8.000 und 5.000 eine technoökonomische Struktur heraus, die auf Landwirtschaft und Viehzucht basiert. Ihre Vorform fand sie in der Treibertätigkeit der Hirten und in der Organisation der Nutzung wildwüchsiger Körnerfrüchte; im Zuge der Sesshaftwerdung formten sich unter dem funktionalen Erfordernis der Sicherung und Regelung der Infrastrukturen die sozialen Klassen (ebd. 217). Die »Befreiung des Technikers« entstand vor dem Hintergrund wachsender Verfügbarkeit von Zeit unter dem Druck, angesichts des Bevölkerungswachstums die steigenden Kollektivbedürfnisse zu befriedigen: Das Erfordernis der Erfindung, »das sich bei den im Gleichgewicht lebenden Gesellschaften nur sehr begrenzt einstellt« (ebd. 220), führte dazu, dass die schon seit 35.000 Jahren bekannte Metallverarbeitung, die zunächst wahrscheinlich eher magisch-

religiösen Zwecken diente, sich nun zu systematischen »Handwerken des Feuers« (Keramikherstellung, Metallurgie) entwickelte (ebd.). »Das Zusammentreffen der ersten Metallurgie mit den ersten Städten ist mehr als ein Zufall, es ist die Bestätigung einer techno-ökonomischen Formel, die bereits sämtliche Konsequenzen der Geschichte der großen Zivilisationen in sich enthält. Fasst man ihre Elemente jeweils gesondert, so bleibt die Zivilisation unverständlich; sie als Zivilisation einer religiösen oder politischen Ideologie zu begreifen, hieße das Problem verstellen, sie als bloßes Spiel techno-ökonomischer Kontingenzen zu sehen, wäre im Übrigen ebenso ungenau, denn zwischen dem Gipfel und der Basis stellt sich ein Kreislauf her: Die Ideologie wird gewissermaßen in die techno-ökonomische Gussform gegossen, um deren Entwicklung zu bestimmen, gerade so wie das Nervensystem ... die Gussform des Körpers füllt.« (ebd. 226) Zwar sei der Techniker vom Rhythmus der biologischen Evolution »befreit«, noch aber ist er, obwohl der »eigentliche Meister der Zivilisation«, ein »unterjochter Demiurg«, der techno-ökonomischen Organisation untergeordnet (ebd.). Die Entwicklung der Stadt mit all ihren Krisen bis in die Gegenwart stehe im Einklang mit den funktionalen Erfordernissen der Entwicklung eines künstlichen sozio-technischen »Organismus«. Ähnlich wie einst der Übergang zur agrarischen Ökonomie führe die metallurgische Dezentralisierung und die Schaffung von städtischen Einheiten in den Bergbau- und Hüttengebieten zu einer vollständigen Umbildung des gesamten sozialen Gebäudes in den letzten beiden Jahrhunderten, als industrielle Revolution, »die in den agrarischen Gesellschaften die einzige größere Transformation war, die sich innerhalb von fünf Jahrtausenden ereignet hat« (ebd. 233).

Mit dem Aufkommen sprachlicher Symbole wurde die zweipolige Technizität (Hand – Werkzeug und Gesicht – Sprache) dahingehend ergänzt, dass es der Gesellschaft möglich wurde, die Produkte individuellen und kollektiven Denkens auf Dauer zu bewahren (ebd. 237). Die Bildersprache der entstehenden Graphismen ermöglicht nun über das durch Technik und Sprache bestimmte Ausdrucksverhalten hinaus die Reflexion. Die Wurzeln der Graphismen lägen nicht in der Darstellung der Wirklichkeit, sondern in Abstraktionen. Sie erlauben dem Menschen, »sich über die materielle Gegenwart hinweg auszudrücken« (ebd. 244) und eine gewisse Unabhängigkeit vom Sprechen zu gewinnen. Erste Abstraktionen waren Aufzählungen, durch die Genealogien und einfaches Rechnen ermöglicht wurden, welche funktionale Erfordernisse der urbanisierten bäuerlichen Organismen erfüllten. Die graphischen Werkzeuge, die die Sprache in Kunst und Schrift objektivierten, ermöglichten ihre Ablösung vom Menschen genauso wie die Werkzeuge sich von der unmittelbaren Motorik der Hand abgelöst haben. Diese Ablösung und Exteriorisierung prägte in immer radikalerer Weise die zweite Phase der Zivilisationsgeschichte. Dies betrifft insbesondere das Gedächtnis: blieb das vorherige operative Verhalten vollkommen im Bereich des bereits Erlebten, so kommt es nun zur »Projektion in dem Augenblick, da die Operationen von ihrer materiellen

Abhängigkeit befreit und in Symbolketten transformiert sind« (ebd. 283), deren »Inhalt der Gesellschaft gehört« (ebd. 285).

Dieser Inhalt sind die »Operationsketten« als schematisierte Praxen, deren Entwicklung Leroi-Gourhan in einer Stufung immer weiter exteriorisierter Funktionalität sieht: von der unmittelbar manipulativen Aktivität (Klammern) über Stufen der Handmotorik (Hammer als Verstärkung und Konzentration der Kraft, Schleuder als Kraftumlenkung, Pflug unter der Steuerung der Hand) hin zu mechanischen Maschinen (Exteriorisierung der Muskelkraft, nur noch bloße Veranlassung), schließlich programmierbaren Maschinen (Gedächtnis exteriorisiert) bis hin zu autonomen Systemen (ebd. 307ff., s. hierzu Kap. 3). Primaten scheint dieser Weg – wie moderne Forschungen zeigen – versperrt zu bleiben, da ihre »Spiegelneuronen«, deren Aktivität den Nachvollzug einer Operation indizieren, z.B. angesichts des händigen Ergreifens einer Rosine noch aktiv sind, beim Anblick des Greifens mit einer Pinzette jedoch bereits stumm bleiben. Ihr Werkzeugeinsatz verbleibt offensichtlich im Stadium eines ständig aufs Neue Probierens (z.B. beim Zusammenstecken von Stöcken); mangels sich stabilisierender Operationsketten werden auch keine Arsenale von Werkzeugen angelegt (Rizolatti/Fogassi/Gallese 2002, 30-37).

Zu der mit der biologischen Natur des Menschen verbundenen genetischen »Tiefenstruktur« und den durch Erfahrung und Erziehung erworbenen Operationsketten trete aber nun, wenn die Operationsprogramme mit der »Expansion« des Gedächtnisses exteriorisiert sind, die Option, dass sich die Individuen zu dessen Inhalten *in ein Verhältnis* setzen. Dies ist ein zentraler Aspekt, den Latour ausblendet: Gedächtnis referiert auf Gedächtnis. Diese Entwicklung spiegele sich in der Entwicklung einer Ästhetik: von unmittelbaren Anmutungen wie etwa dem Wohlbefinden als Ergebnis eines koordinierten Spiels der Organe, wobei die Rhythmen der einzelnen Sinne in ihrer Verhaftetheit an die Organe zunächst ihre elementare Darstellung in den Graphismen finden, zu den funktional rhythmisierten Formen, den Taktgebungen unseres Zusammenlebens bis hin zu einer funktionellen Architektur. Während die Tierwelt sich nicht von ihren hochoptimierten funktionalen Formen lösen könne (Bienenwabe), vermag menschliche Schöpfung Zeit und Raum zu domestizieren (Leroi-Gourhan 1988, 387) bis hin zur Emanzipation vom bäuerlichen Gleichklang zwischen Natur, Individuum und Gesellschaft. Im »städtischen Milieu« stütze sich die motorische und intellektuelle Integration auf ein rigoroses rhythmisches Netz, dessen Signale solche eines »Integrationscodes« sind, um das kollektive Überleben zu sichern (ebd. 394; vgl. hierzu Latours Überlegungen zur »Megamaschine« und den »mächtigen Netzen«, Latour 2000, 261). Wenn nun seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das »technische Dispositiv der Gesellschaft eine Stufe erreicht« hat, »auf der die Entfernungen in keinerlei Verhältnis mehr zu dem Lebenskreis stehen, in dem der Mensch bis dahin stets sein funktionelles Gleichgewicht gefunden hatte«, häuften sich die beunruhigenden Verstöße gegen Gesetze des »biologischen Einklangs«, die darüber hinweg täuschen, dass

der intellektuelle Mensch physisch mit dem gleichen Menschen verbunden ist, »der einstmals das Mammut jagte« (Leroi-Gourhan 1988, 490). Das einstige Gleichgewicht zwischen psychischem und physischem Verhalten sei gestört. Leroi-Gourhan ist jedoch weit davon entfernt, eine naturalistische Anthropologie zu vertreten, die die physiologischen Grundlagen zu einem Rahmen erhebt, innerhalb dessen die zivilisatorischen Erscheinungen als Epiphänomene modelliert werden. Erst recht nicht könne er als Maßstab für eine Kritik zivilisatorischer Verfallserscheinungen dienen. Vielmehr arbeitet Leroi-Gourhan die Schwellen zu einer sozialen und kulturellen Evolution deutlich heraus, indem er zeigt, dass nicht die immer gleichen funktionalen Erfordernisse ggf. auf neue Art zu erfüllen sind, sondern dass im Zuge der technischen, symbolischen und sozialen Hervorbringungen die Menschen ihre jeweilige Umwelt (ihr »äußeres Milieu«) so weit gestalten, dass neue funktionale Erfordernisse entstehen, denen die Kulturen (als »inneres Milieu«) in ihrer Entwicklung entsprechen müssen. Der Prozess einer zunehmenden Exteriorisierung ursprünglicher organischer Fähigkeiten folge dieser Tendenz und berge die Gefahr, dass im Zuge immer stärker vermittelter Weltverhältnisse der Mensch freilich den Bezug zu denjenigen Erfordernissen verliert, die in seinen wenig veränderten physischen Verfasstheiten gründen. Für die Technik bedeute dies, dass ihr ursprünglicher Impuls, auf Sicherung und Dauerhaftigkeit aus zu sein, zu bewahren ist: die funktionelle Einheit zwischen den realtechnischen Werkzeugen, den intellektualtechnischen Symbolen der Repräsentation einschlägiger Operationsketten zum Zwecke der Speicherung, mithin der Gewährleistung von Planbarkeit und Prognostizierbarkeit, sowie der Sozialtechniken des Erhalts organisatorischer Grundlagen eines gelingenden Zusammenlebens der Individuen nicht zu zerstören. Diese Anschlussstelle für normative Überlegungen setzt voraus, dass die Fähigkeit des Menschen, zu den Operationsketten/Praktiken in ein gestaltendes *Verhältnis* zu treten, erhalten bleibt. Latour sieht dies anders (s. Kap. 2.2.5), und entsprechend bleibt sein Konzept bezüglich des Umgangs mit und in den »mächtigen Netzen« undifferenziert.

Ähnlich wie bei Latour, jedoch weitaus früher, heben die Überlegungen Hans Lindes zur Sachdominanz mit einer Kritik an einer Soziologie an, welche in der Nachfolge Max Webers mit einem »beziehungsorientierten« Programm auftritt und die gesellschaftlichen Erscheinungen aus den unmittelbaren Beziehungen zwischen Menschen und deren »subjektiv gemeintem Sinn« verstehen will (Linde 1972, 39, hier zit. Weber). Im Gegensatz zu dieser »Sachblindheit« entwirft Linde eine »verhältnisorientierte« Soziologie, welche untersucht, inwieweit und wodurch »Sachen soziale Verhältnisse begründende und artikulierende Grundelemente der Vergesellschaftung sind und daher auch notwendig eine Grundkategorie der soziologischen Analyse sein müssten (ebd. 8). Im Anschluss an Hegel (den er nicht erwähnt) unterscheidet Linde zwischen Dingen und Sachen, unter denen er »alle Gegenstände, die Produkte menschlicher Absicht und Arbeit sind« (ebd. 11) begreift. Sachen sind »vergegenständlichte Teilstücke

aus einem zwecktätig gerichteten Handlungszusammenhang«, die »nur durch notwendig hinzutretende ... Akte der Verwendung ihren Zweck erfüllen« (ebd. 12). Basales Konzept ist also für ihn nach wie vor der »zwecktätig gerichtete Handlungszusammenhang«; die »Vergegenständlichung« geht auf eine noch zu klärende Weise aus diesem Handlungszusammenhang hervor, wobei aber die Vergegenständlichung, also das Werden von Dingen zu Sachen, eine eigene Macht entfaltet. Die Beziehung zwischen den Subjekten als Beziehung von Handlungen auf Handlungen (Interaktion) wird durch die Vergegenständlichung zu einem Verhältnis. Solche Verhältnisse unterliegen nicht mehr »vollständig« dem intentionalen Disponieren der Subjekte. Im Anschluss an Karl Marx, der im Kapital »ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis von Personen« sieht (zit. ebd. 14) und im Anschluss an Emile Durkheim, der die technischen Gegenstände explizit zu den »gesellschaftlichen Tatsachen« zählt, widmet sich Linde der Frage, inwiefern den Sachen ein gesellschaftsprägender Einfluss zukommt. Dies, so Linde, obgleich Sachen natürlich kein Handeln zugesprochen werden könne und daher freizulegen ist, wie sie auf andere Weise diese Effekte zeitigen. Den Schlüssel für einen Zugang zu dieser Problematik sieht er eben in einer Soziologie der »Sachverhältnisse« (ebd. 59f.). Es geht hierbei nicht nur um die Festlegung sozialer Positionen und Ränge im Rahmen von Produktionsverhältnissen als Eigentumsverhältnissen in Verbindung mit Strukturen der Produktionsmaschinerie selbst, und es geht auch nicht nur darum, wie »soziale Vorstellungen und Attitüden durch spezifische Sachvermittlung modifiziert werden«, wie es in vereinzelt Studien der Industriesoziologie festgestellt werde (ebd. 61). Unter seinen »Grundkategorien einer Soziologie der Sachverhältnisse« (ebd. 68) will er weitere Dimensionen einer »Prägung« erschließen. Zentral hierfür ist zum einen das Konzept der »Sachappropriation«, der Aneignung von Sachen, in deren Zuge nicht nur unter bestimmten Vertragsformen wie etwa dem Kauf eine ausschließliche Nutzung gesichert wird, sondern auch eine Festlegung auf das in der Sache enthaltende Handlungsprogramm als schematisierte Mittel-Zweck-Kombination stattfindet. Was bei Schatzki und Bourdieu als Skript, bei Leroi-Gourhan als Operationskette die Macht der Praktiken gegenüber dem subjektiv-individuellen Agieren fassen soll, wird hier als Verwendungsprogramm einschließlich der Sanktionen gegen programmwidrige Verwendung (Ausbleiben des Erfolges, Schädigung der Sache und des Verwenders) begriffen. Sache ist die »totalvergegenständlichte instrumentelle Institution, als ... Typ des perfekt institutionalisierten sozialen Handlungsmusters« (ebd. 70). Von »Institution« spricht in diesem Kontext auch Latour (2000, Kap. 4). Ihre »Dominanz« liegt für Linde darin, sanktionsbewehrt die Gleichförmigkeit menschlicher individueller Handlungen in dem Rahmen zu garantieren, in dem entsprechende Sanktionen gefürchtet sind bzw. nicht riskiert werden dürfen. Wir haben es hier also mit einem Phänomen von Herrschaft als »Chance auf Gehorsam« (Max Weber), also hypothetischem Zwang zu tun, nicht mit einem Effekt strikter Determination. Zum anderen wird die Entstehung

neuer sozialer Konfigurationen im Zuge der programmatisch vorgegebenen Sachverwendung darauf zurückgeführt, dass weitergehende sozioökonomische Abhängigkeiten entstehen: Der Verwender ist auf wiederkehrende Wartungs-, Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten angewiesen, die in der Regel seitens der Hersteller, und der wiederum von diesen abhängigen Zuarbeitern erbracht und in Anspruch genommen werden muss. Ferner bestimmen Sachen in ihrer Spezifik Qualifikationen und Modifikationen persönlicher Verfasstheiten und Haltungen, denen nur durch einschlägige Anpassungen entsprochen werden kann; Erwartungen an solche Anpassungen finden ihrerseits ihre Anknüpfungspunkte in unterstellbaren Verfasstheiten der individuellen Handlungssubjekte (vgl. oben die einschlägigen Beispiele Latours wie den Hotelschlüssel oder den Mietshausschlüssel etc.). Je komplexer und voraussetzungsreicher technische Gegenstände als Produktionsmittel geartet sind, umso tiefer reiche ihre soziale Konfigurationswirkung bezüglich der Ausprägung von Persönlichkeitsprofilen, Bildungssystemen, Versorgungssystemen usw. Allerdings finden sich bei Linde nicht einschlägige kulturpessimistische Diagnosen (vgl. KdM I) oder generalisierte Befunde, wie sie dem Technikdeterminismus zuzurechnen wären, wemgleich er auch verschiedentlich von »Sachzwang« spricht. Sein Titelwort »Sachdominanz« soll signalisieren, dass den Sachen nicht per se, sondern »nur«, sofern sie gesellschaftlich institutionalisiert sind, diese Macht zukommt. Der »Vermittlung« gesellschaftlicher Verhältnisse durch Sachen korrespondiert – irgendwie – eine gesellschaftliche Vermittlung der Sachen, also ein Verhältnis von Vermittlungen. Der Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Verhältnisse geht Linde leider nicht in der gebotenen Gründlichkeit nach. In der Terminologie Latours wäre es das Verhältnis von Übersetzungen zueinander, für welches Linde zwar einräumt, dass dieses Verhältnis einem gesellschaftlichen Wandel unterliegen kann, aber offenlässt, wie dieser Wandel selbst zu modellieren wäre.

Gerade an dieser Stelle nun hat Latour das Konzept des »Netzes« eingebracht, welches als Verbindung von Knoten erscheint, denen zwar für ihren Status als Knoten eine entsprechende Stabilität zuzusprechen ist, die jedoch der Modellierung einer Dynamik von Netzen nicht im Wege steht. Diesem Problemfeld wollen wir uns nun zuwenden, insbesondere auch der in diesem Zusammenhang virulenten Frage nach der Entstehung neuer Knoten im Netz, mithin auch und gerade der Frage nach dem Entstehungszusammenhang neuer technischer Sachen, die ja überkommene Sachdominanz ablösen.

2.2.4 Netze

»Netze ... überqueren die Grenzen der großen Fürstentümer der Kritik: sie sind weder objektiv noch sozial noch Diskurseffekte, während sie gleichzeitig sowohl real als auch kollektiv als auch diskursiv sind ... Ja, die wissenschaftlichen Fakten sind konstruiert, aber sie lassen sich nicht auf das Soziale reduzieren, weil dieses mit Objekten bevölkert ist, die mobilisiert worden sind, um es zu konstruieren.

Ja, diese Dinge sind real, aber sie gleichen zu sehr sozialen Akteuren, um sich auf die von den Wissenschaftstheoretikern erfundene Realität ›dort draußen‹ reduzieren zu lassen. Der Handlungsträger dieser Doppelkonstruktion – Wissenschaft mit Gesellschaft und Gesellschaft mit Wissenschaft – entsteht aus einem Ensemble von Praktiken ... Das Ozonloch ist zu sozial und zu narrativ, um wirklich Natur zu sein, die Strategie von Firmen und Staatschefs zu sehr angewiesen auf chemische Reaktionen, um allein auf Macht und Interessen reduziert werden zu können, der Diskurs der Ökosphäre zu real und zu sozial, um ganz in Bedeutungseffekten aufzugehen. Ist es unser Fehler, wenn *die Netze gleichzeitig real wie die Natur, erzählt wie der Diskurs, kollektiv wie die Gesellschaft sind?* Sollen wir den Netzen folgen und die drei Repertoires der Kritik aufgeben, oder die Netze aufgeben, und uns dem common sense der kritischen Dreiteilung anschließen?“ (Latour 1995, 13f.)

Es fällt schwer, über Netze zu sprechen, ohne in analytischer Absicht eine differenzierende Terminologie zu nutzen, die Latour gerade explizit ablehnt. Selbst die Differenzierung, die sich im Titel »Akteur-Netzwerk-Theorie« andeutet, hat er letztlich verworfen, weil sie zu sehr an die Handlung-Struktur-Theorien mit ihren Problemen erinnert (Latour 2006a, 562; vgl. unsere Bemerkungen hierzu unter 2.). Vielmehr sei die Netzwerk-Theorie eher eine Theorie des (relationalen) »Raumes oder der in einer nicht-modernen Situation zirkulierenden Fluide« (ebd. 586). Was hat es mit dieser »Zirkulation« auf sich? Es handelt sich offensichtlich um das Prozessieren von »Aktantialität«, welche eine »zirkulierende Entität« sei, durch die die Akteure »teilweise mit Bewusstsein, Subjektivität, Akteurialität usw. versorgt« werden. Aktantialität sei insofern »nicht die Tätigkeit eines Akteurs« (Latour ebd. 564). Irgendwie sollen also die Übersetzungen in einem Zirkulationsverhältnis stehen, verbunden durch ein »Fluid«, was aber zunächst nichts weiter besagt, als dass es dasjenige ist, was »zirkuliert« und insofern keine weitere Auskunft zur Erhellung der »Zirkulation« gibt. Ihre Leistung zur »Ausstattung« der Akteure ist offensichtlich etwas, worüber die Akteure selbst nicht disponieren – Macht?

Ein Netz ist für Latour eine »Rahmung« und »Zusammenfassung von Interaktionen« (Latour 2006a, 564) von »Handlungsträgern«, die aus einem »Ensemble von Praktiken« entstehen (Latour 1995, 14). Es besteht, soll der Begriff »Netz« adäquat bleiben, aus mindestens drei »Knoten«, die untereinander in Relation stehen (Kanten) und dadurch eine »Masche« bilden. Die Knoten hatte Michel Serres eingeführt und als »Orte der Übersetzung«, Orte der Konvergenz und Verzweigung, als einigermaßen stabile Kreuzungen bezeichnet (Serres 1988, 22). Analog fasst sie Latour als »Übersetzungen zwischen Mittlern, die aufzeichnenbare Assoziationen generieren können«, als »Spuren, die das Akteur-Netzwerk« hinterlassen hat und die, wenn sie aufgezeichnet werden, (in einem Akteur-Netzwerk-Bericht) durch weitere »Mittler« angereichert werden. Individualisiert werden diese »Punkte« durch ihre jeweiligen Verknüpfungen – der Vorteil einer solchen grafischen Darstellung läge gerade in ihrer zunächst ge-

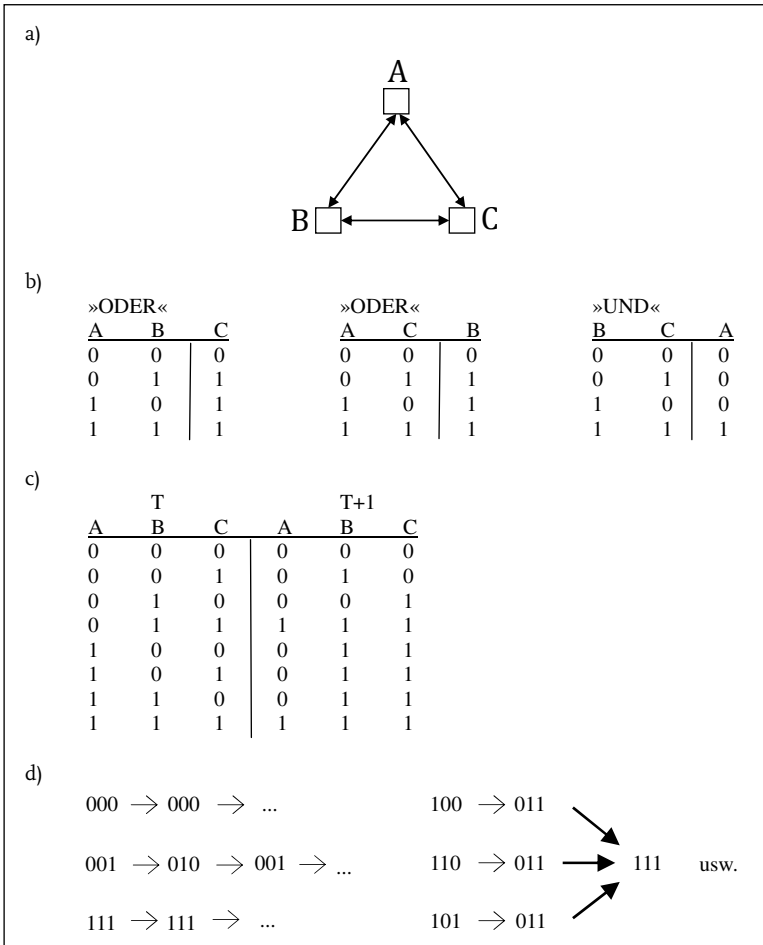
gebenen »Armut« (Latour 2010, 188; 231). Wenn nun die Rede vom »Netzwerk« nicht einen Rückfall auf die Rede von Substanzen oder Strukturen beinhalten soll, dürfen die Knoten nicht als »Elemente einer Struktur der Bildung von Substitutionsreihen« erachtet werden. Sie sind Aktanden, »von denen jeder mit einzigartigen Spezifikationen ausgestattet ist«. Diese Spezifikationen bestehen in einer Zusammenführung von »Fragmenten«, die Latour (2006b) in seiner Untersuchung zu computerisierten Arbeitsumgebungen als »durch Maschinen verteilte Fragmente von Intelligenz, auf Körper verteilte Maschinenfragmente, Fragmente von in Softwarezeilen umgewandelte Organisationen, Fragmente von in Institutionen steckenden Codes, Fragmente von im virtuellen Raum treibenden Subjekten« expliziert. Diese Fragmente stellen »strukturelle Merkmale ohne Struktur dar«. Und sie machten eben dasjenige aus, was Latour (im Anschluss an John Law 1994) als »Fluid« bezeichnet, »ihre Verteilung«, das, »was ihre Spur legt«, soll als »Koordinationsmodus« (im Anschluss an Callon 1997; 1999) bezeichnet werden. Das Netz ist also dann dieser darstellbare Koordinationsmodus oder die Gesamtheit verschiedener »Delegationsregimes« (Latour 2006b, 541-543). Dabei wird jedes Element des Netzwerkes einfach durch die heterogene Reihe seiner Verbindungsglieder definiert. Der Kunde einer Bankdienstleistung wird auf genau gleiche Weise durch seine Verbindung mit dem Bankautomaten neu definiert wie die Definition eines Intel-Chips sich durch dessen Verbindung mit einer neuen Software oder einem militärischen Waffensystem verändert (ebd. 541). Eben dadurch unterscheidet sich ein Netzwerk »radikal von einer Struktur«, »da es Entitäten nicht anhand der Ersetzbarkeit anderer differentialer Positionen definiert, sondern durch ein Reihe *unersetzbarer* und vollständig spezifischer Verbindungen von Elementen, aus denen es gebildet wird. Die Knoten bilden sich also aus diesen Verbindungen ihrer »Fragmente«, was Callon veranlasst hat, diese ihrerseits wieder als Netze zu modellieren (Callon 2006b, 314). Träger der Macht sind also offensichtlich diese Delegationsregime ohne subjektive Autorschaft.

Eine solche wäre gegeben, wenn in Netzen der »Transport einer Kraft, die die gleiche bleibe«, stattfände (Latour 2010, 186) – so die allgemeinsprachliche Fassung von »Netzen« (Stromnetz, Wasserversorgungsnetz), die gebaut und deren Prozesse gesteuert und geregelt werden. Das bedeutet auch (vgl. Kap. 2.1.5), dass die spezifische Netzdyamik, die Latour im Auge hat, nicht unter der Leitdifferenz »Intraaktion« (zweipolige Konstitution der Relata durch die Relation) und »Interaktion« (als Beziehung zwischen zwei Polen, von denen beide Knoten weiterer Intraaktionen sind) erfasst wird. Mindestbedingung für eine Netzbildung ist, dass ein Knoten die Beziehung zwischen zwei Polen vermittelt und dadurch eine spezifische Beziehung zwischen diesen Polen ermöglicht, welche sich als *neue* Intraaktion darstellt. Die Möglichkeit solcher Intraaktionen ist mithin durch die Möglichkeit der Maschenbildung gegeben. Die Relationierung von Maschen zu anderen Maschen ergibt nun ein Netz. »Netz« bezeichnet die Übersetzungsströme der wechselseitigen Modifikation der Knoten, wobei »Modifikation« hier im

spinozistischen Sinne »in einen Modus bringen« (also stärker als das umgangssprachliche »Veränderung«) meint (vgl. Latour 2010, 229).

An seinem paradigmatischen Beispiel, der Arbeit der Bodenkundler im brasilianischen Regenwald, verdeutlicht Latour die Rekonstruktion der Transformationen und »Übersetzungsketten«, vom Abstecken der zu untersuchenden Erdausschnitte, der Markierung der Orte einer Entnahme der Bodenproben mittels der Pedologenfäden, die dieses Freilandlaboratorium strukturieren und die Orte verknüpfen, über die Entnahme und Untersuchung der Proben bis zu deren diagrammatischer Repräsentation, ihrerseits vermittelt über die eingesetzten Instrumente und die Untersuchung in den fernen Laboren. Diese »Netzwerke leihen aneinander ihre Kraft« (Callon 2006c, 188) und erfordern für die Rekonstruktion, wieder in jedem Punkt ein Netzwerk zu sehen. Die »intentionalen Fragmente«, von denen in den zweipoligen Intraaktionen Steuerungsprozesse in Verfolgung eines bestimmten Zieles ausgehen, seien es nun diejenigen von Forschern oder Natursegmenten, spielen sich immer innerhalb der Aktivität der sie ermöglichenden Instanzen der »Mittler« ab. Gerade dadurch aber stabilisiert sich die Beziehung desjenigen, der den Steuerungseffekt intensiviert, zum »Mittler«, dem dritten Knoten. Indem der jeweilige Mittler instrumentalisiert wird, gerät der Instrumentalisierer aber auch und gerade in die Abhängigkeit vom Mittler. Zu der Abhängigkeit von der Erfüllung seines funktionalen Erfordernisses in seinem Gegenpol der Intraaktion tritt nun die Abhängigkeit von dem Mittler, welche erklärt, dass eine Vernetzung sowohl die Freiheitsgrade als auch die Abhängigkeiten der in sie involvierten Akteure erhöht. Genau dies macht aber das Wesensmerkmal modal verstandener »Macht« aus, eben im Zuge der Vernetzung sowohl die Freiheitsgrade als auch die Abhängigkeiten der in sie involvierten Akteure zu erhöhen, sich *sowohl auszubreiten als auch zu konzentrieren* (Röttgers 2011, 1489), also sowohl ein Surplus an alternativen Prozessketten zu bilden als auch Strukturbildung und Pfadabhängigkeiten, indem Mittler Knoten für die Realisierung neuer Intraaktionen werden. Notwendigkeit ist aber ihrerseits gerade ein Merkmal von »Struktur« (s. Kap. 2.1.3). Das zeigt, dass Macht ein Aspekt von Medialität ist (s. KdM I).

Zur Verdeutlichung des Unterschieds dieser eigentümlichen Konzeptualisierung von »Netzwerk« zu der »klassischen« Modellierung, wie sie im Rahmen der Komplexitätsforschung zur Erklärung der Herausbildung von stabilen Strukturen oder wiederkehrenden Mustern mit relativ kurzer Periode eingesetzt wird, sei kurz auf deren Orientierung an Untersuchungen Boole'scher Netzwerke verwiesen. Nimmt man z.B. ein einfaches dreipoliges Netzwerk an, von denen der Knoten A eine »und«-Verknüpfung, die Knoten B und C »oder«-Verknüpfungen seien, dann erhält man für die $2^3=8$ möglichen Zustände des Systems im nächsten Zeitschritt $t+1$ die in c angegebenen Werte. Da mehrere Eingangszustände den selben Ausgangszustand haben, findet das System schnell stabile Zustände, wofür in d einige Beispiele gegeben werden (Kauffman 1995, 76f.).



Hier werden die Knoten als Impulsgeber modelliert, die ihre Impulse über bereits gegebene Relationen vermitteln. Der Zustand des Netzwerks erscheint dann als Effekt (stabil oder in wiederkehrenden Mustern), der aus der Interaktion der drei Knoten/Pole resultiert.

Im Unterschied hierzu hebt Latour (mit Serres u.a.) darauf ab, dass die Interaktion die Knoten als Operatoren selbst modifiziert, nicht nur ihren Output. Diese Modifikation lässt sich offensichtlich nicht algorithmisieren oder auf Regeln in dem Sinne bringen, dass Wenn-dann-Beziehungen mit Blick auf einen intendierten Gesamteffekt ersichtlich würden. Allenfalls eine »mediale Steuerung«, welche in der Schaffung/Bereitstellung von Übersetzungsmöglichkeiten besteht, oder eine höherstufige Steuerung, die auf die »Ordnung« von Übersetzungen abzielt, indem sie Übertragungsmöglichkeiten »schafft« (Law 2006, 438), könnten hier ansetzen. Was ist gemeint, wenn Law in diesem Kontext von »Strategien der Übersetzung« spricht? Wer oder was wäre aber als ein solches

meta-strategisches Subjekt zu denken? In klassischer Sicht wären dies natürliche Subjekte, die – als Wissenschaftler/innen oder Techniker/innen in direkter oder indirekter Mandatierung durch Institutionen – Entitäten in neue Zusammenhänge bringen, unter denen diese Entitäten selbst Intraaktionen und Netzbildung bewerkstelligen. Diese Entitäten müssten aber ihrerseits irgendwie identifiziert sein, und solcherlei setzt bereits ihre Fassung als Punkte, »die von ihren eigenen Beziehungen an Ort und Stelle gehalten werden« (Callon 2006c, 188), voraus. Mediale Steuerung würde dann bedeuten, dass Netzwerke über höherstufige Mittler miteinander in eine Verbindung gebracht werden, wobei aber die Mittler selbst wieder Punkte in Netzwerken sind. Es bleibt also – in dieser Sicht –, was den Subjektcharakter/die Intentionalität der vermittelnden Instanz betrifft, bei ihrem Anteil als »intentionales Fragment« (s.o.), das in seiner »Überlagerung« mit anderen der erwähnten Fragmente den entsprechenden vermittelnden »Knoten« ausmacht.

Was ist nun mit einer solchen Terminologie gewonnen, die sich allenfalls ex negativo konturieren lässt und uns eher darüber belehrt, dass die Klärung der starken Intuition bezüglich einer »Macht« über vom einzelnen Akteur in ihrem Ergebnis nicht disponible Aktionen nicht in einer Terminologie erfolgen könne, die die Prozesse in intentionale und nicht-intentionale Komponenten auseinanderlegt? Gleichwohl sind aber doch Operationen wie die Ausstattung von Hotelschlüsseln mit Gewichten oder die Erschließung eines Regenwaldsegments mit entsprechend wissenschaftlich-instrumentellen Aufwand von bestimmten Erwartungen getragen, unter denen entweder direkte Reaktionen antizipiert werden oder zumindest ein Spielraum positiver oder negativer Reaktionen präformiert wird. Ist »Strategien der Übersetzung« im Sinne eines Genitivus subjectivus oder eines Genitivus objectivus zu lesen? Soll, wenn nicht ausgedrückt, so doch vorgeführt werden, dass diese Alternative falsch ist? Letzteres ist wohl das Anliegen, woraus ersichtlich wird, warum wir uns im Kreise drehen. Gleichwohl soll sich mit diesem Abweis des »Demiurgenhaften« im Verhältnis zu Netzwerken und der Situierung der Menschheit in ein »Feld von Kräften, in dem Moralität, Menschlichkeit und Psychologie fehlten«, nicht ein Plädoyer für einen Quietismus verbinden (Latour 2006a, 562). Vielmehr soll den »Unzufriedenheiten« Aufmerksamkeit geschenkt werden und ihnen »an einen anderen Ort« gefolgt werden (ebd. 563). Gesucht werden offensichtlich doch Optionen, wie man höherstufig in der »zirkulierenden Entität« des Sozialen mit Netzen umgehen sollte (ebd.). Läge hier die Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit eines Umgangs mit Macht?

2.2.5 Verantwortung

Man könnte den Eindruck gewinnen, dass die in einer soziologischen Beschreibungssprache vorgenommenen Erörterungen des »Wie?« eines Wirkens der Macht den Übergang auf normative Fragen der Politik und der Wissenschaftsethik verstellen. Wenn zuschreibbare Intentionalität und

damit Verantwortlichkeit innerhalb der Knoten nur ein »Fragment« von vielen ausmacht, und als solches – eben qua Zuschreibung – seinerseits in Netzen verortet ist, dann scheint sich Verantwortlichkeit zu verflüchtigen. Verantwortlichkeit läuft dann sozusagen in unterschiedlichen Modifikationen durch die Knoten hindurch, ohne einer im emphatischen Sinne bearbeitbaren Herausforderung oder einem Widerstand zu begegnen, die ein Verantwortungssubjekt adressierten. Wie sollen, wenn die Beziehung von Wissenschaftsakteuren zu ihren Operationen und Produktionen mit einem »quasi«-intentionalistischen Vokabular beschrieben werden, Orte zu markieren sein, an denen sich nicht nur Protest und organisierter Widerstand politisch artikuliert, sondern auch in einer – irgendwie – gerechtfertigten Weise zu entsprechenden Aktivitäten führt? Wir finden hier die Problematik, die sich angesichts aller empirisch rekonstruierten Determinationsbeziehungen stellt, die unsere Aktionen prägen (von externen physikochemischen Einflüssen über internalisierte Zwänge aus der Sozialisationsgeschichte bis hin zu unbewussten Aktivitäten bestimmter Hirnareale etc.). Sobald wir aber derlei Determinationsbeziehungen identifiziert haben, stehen wir bereits in einem *Verhältnis* zu diesen und sehen uns in die Rolle gedrängt, ein solches theoretisches Verhältnis praktisch zu bejahen oder im Falle seiner Problematisierung seinerseits bearbeitbar zu machen, indem die determinierenden freigelegten Ursachen ihrerseits bearbeitet werden. Dass dies immer schon geschieht, konstatiert Latour implizit selbst, wenn er etwa schreibt: »Durch Wissenschaft und Technik werden nichtmenschliche Wesen dazu *sozialisiert*, sich in menschlichen Beziehungen geltend zu machen.« (Latour 2000, 237, Herv. CH) Dass sie einen Eigensinn aufweisen, geht auf einen Transfer zurück, der »intentionale Fragmente« enthält. Die Artefakte werden eben gerade dadurch zu Mittlern, dass wir in technischer Absicht aktiv sind. Liegt in der Selbstzuschreibung einer solchen Absicht eine Selbsttäuschung? Wenn wir eingebettet sind in eine jeweilige Kette von »Propositionen«, welche die Akteure und Aktanden füreinander darstellen, und wenn diese Propositionen keine Inhalte von intentionalen Zuweisungen sind, sondern sozusagen flottierende Eigenschaften des Universums selbst, scheint dies in der Tat der Fall zu sein. Ein performativer Widerspruch entsteht aber sogleich dann, wenn diese Propositionen ihrerseits Gegenstand einer sie artikulierenden Rede sind, die beschreibt, wie die Welt »sich« artikuliert. Dass eine simple cartesianische Begriffsstrategie, die strikt zwischen Subjekten und Objekten unterscheidet, dem Hybridcharakter dessen, was uns umgibt, nicht gerecht wird, ist mit guten Gründen, wie sie Latour dargelegt hat, anzunehmen. Folgt daraus aber, dass wir von einer subjektiven Freiheit entbunden sind, diese Artikulationen zu gewichten und als bessere oder schlechtere (auch und gerade im normativen Sinne) auszuzeichnen? Bleiben wir nicht zu dieser Verantwortung verurteilt, einer Verantwortung zur Reflexion (als Analyse in Ansehung von Leistungen und Grenzen)?

Offensichtlich ist Latour nicht dieser Auffassung, wenn er fordert, dass wir zwar nach wie vor in einem »Parlament der Dinge« mitreden

sollten, hierbei jedoch nicht nur als Partei, sondern als Anwalt der nicht-menschlichen Wesen wie Tieren, Computern oder »schlafenden Gendarmen« auftreten sollten bzw. zulassen müssten, dass die nicht vorab zu begrenzende Vielzahl partizipierender menschlicher Subjekte in diesem »Parlament« auch partiell diese Anwaltsfunktionen übernimmt und einbringt. Dies gegenüber einer sich ansonsten selbst privilegierenden menschlichen »Vernunft«, deren »Krieg« Latour sinnbildlich in dem Konflikt eines Sokrates als Anwalt des Logos und den Sophisten als Anwälten politischer Schlauheit sieht, einem Krieg, der sich jedoch auf dem Areopag abspielt und von beiden Seiten gegen die Masse der aufzuklärenden Volksmeinung gerichtet war. Immerhin kommt nach seiner Auffassung der sophistischen Politik der minderproblematische Status zu, da sie mit Fragen der Wichtigkeit der Themen, der Dringlichkeit (Unaufschiebbarkeit) bestimmter Aufgaben und Entscheidungen und der großen Zahl der Beteiligten zu tun hat. Man ist an Foucaults »urgence« als Wurzel des »Widerstandes« erinnert. Im Unterschied zu Foucault soll diesem Widerstand aber eine politische Form gegeben werden, indem die Kollektive über die Partizipation von Laien-Aktivistengruppen in das Wissenschaftsspiel einbezogen werden, in Ansehung der durch sie verkörperten involvierten Netzwerke. Politik sei auf diese Weise zu deszientifizieren und Wissenschaft – ihrer ursprünglichen Verfasstheit entsprechend – zu (re-)politizieren. Damit würden Technokraten wissenschaftlicher oder sophistisch-politischer Provenienz entmachteter, was ja ihrer tatsächlichen Verfasstheit, über die sie sich hinwegtäuschen, entspricht und dieser gerecht wird (sie »positiv sanktioniert«). Pluralität und Differenziertheit einer Vielzahl von Artikulationen soll jegliche logozentrierte Idealisierung kompensieren. Lässt sich aber damit – im Namen eines aufsummierten Alltagsverständnisses – die wissenschaftliche Unterscheidungspraxis aushebeln, der doch gerade die komplexen technischen Artefakte überhaupt ihre Existenz verdanken? Kann die Ersetzung eines Umgangs mit »Fakten«, selbst wenn ihr »Blackboxing« (also die in der Konzeptualisierung vorgenommene Ausblendung ihrer Abhängigkeit von Übersetzungsketten in Netzwerken) freigelegt ist, umstandslos in die Anerkennung von »Faitichen« überführt werden, wo diese doch durchaus in ihrer Verfasstheit Fragen wie diejenigen nach Adäquatheit, Relevanz, Leistung oder Schädlichkeit keineswegs verdrängen? Also doch ein Quietismus gegenüber »Faitichen«?

Am Beispiel des »Aramis-Projektes« – eines geplanten und weitgehend individualisiert nutzbaren U-Bahn-Systems in Paris – suchte Latour seine alternative Idee von einem Parlament der Dinge zu konkretisieren (Latour 1998). In Kontrast zum Bau eines Hauses der Ahnengeister bei den Arapesch, in dessen Zuge sich die Clanstruktur, die Techniken des Bauens, der »wachsende« Bau selber und die Identitätsbildung der Akteure simultan aktualisierten (jenseits einer Trennung von Technik und Gesellschaft), sieht er bei der geplanten »Kreuzung zwischen Auto und öffentlichem Verkehrsmittel« (ebd. 151) Planungsfehler, die durch die Einrichtung eines »Things«, der die Technik zum Sprechen bringt, hätten

verhindert werden können. Die großen technischen Potenziale in eins mit dem anfänglich großen Planungsspielraum wurden im Interessenkonflikt zwischen Technikern, Ökonomen, Politikern, U-Bahnführern und Nutzern regelrecht zerrieben, weil auf der Suche nach Kompromisslösungen die Technik immer komplizierter und immer pfadabhängiger wurde. Hätte man die technischen Dinge selber zum Sprechen gebracht und sich auf einen Dialog eingelassen, nicht nur die Artefakte, sondern auch eigene Präferenzstrukturen angepasst, wäre der Suchraum nicht vorzeitig verschlossen worden und das Ideal einer individualisiert nutzbaren Bahn nicht »bis zur Unkenntlichkeit« (ebd. 158) verändert worden.

»Wir können die Moderne zurückweisen, ohne die Aufklärung aufzugeben, falls es uns gelingt, die Objekte der Wissenschaften und Techniken – Quasi-Objekte unter sehr vielen anderen – wieder in die Verfassung zu integrieren« (Latour 1995, 179f.). Dies gelänge, wenn die menschlichen Akteure erlaubten, dass diejenigen Morphismen, die ihre Vorstellungen prägen, untereinander zu kreuzen und zu kombinieren sind, und dieser Prozess offen gehalten wird: »Man müsste von Morphismus sprechen. Im Menschlichen kreuzen sich Technomorphismen, Zoomorphismen, Physiomorphismen, Ideomorphismen, Theomorphismen, Soziomorphismen, Psychomorphismen. Ihre Allianzen und ihr Austausch definieren alle zusammen den anthropos. Ein Wesen, das Morphismen zusammenbraut und mischt, reicht das nicht als Definition?« (ebd. 182) Wir haben in KdM I, Kap. 3 die Problematik von Technikmorphismen oder Physiomorphismen diskutiert und ihre Reflexionsbedürftigkeit angesichts der performativen Widersprüche, in die sie sich verstricken, wenn sie sich als absolut erklären, erwiesen. Welche praktische Konsequenz hätte dies nun für eine »nicht-moderne Verfassung« im Sinne Latours? Latour fordert für diese »Verfassung« vier Garantien: Erstens sei dafür zu sorgen, »jeden Begriff, jede Institution und jede Praxis, die die kontinuierliche Entfaltung der Kollektive und ihr Experimentieren mit Hybriden stören, ... als gefährlich, schädlich, und, um es frei heraus zu sagen, unmoralisch an[zu]sehen« (ebd. 185). Also eine Garantie gegen die Privilegierung der jeweiligen erwähnten Morphismen als absolute Begründungsinstanzen. Zweitens sei dabei der Gesellschaft »ihre immanente Dimension« zu garantieren – »im Gegensatz zur kontinuierlichen Verbundenheit zwischen gesellschaftlicher und natürlicher Ordnung«. Dies »erlaubte ... eine Praxis, die Natur zu mobilisieren und zu konstruieren (eine durch Mobilisierung und Konzeption immanent gewordene Natur) und, umgekehrt, die Gesellschaft stabil und dauerhaft zu machen (eine durch Rekrutierung immer zahlreicherer nicht-menschlicher Wesen transzendent gewordene Gesellschaft)«. Diese Garantie, »die Blockierung zwischen den beiden Regierungsgewalten [zu] sichern«, sei nur einzulösen, wenn die Kluft durch Verbindungs- oder Vermittlungsarbeit überbrückt würde: »Die Transzendenz der Natur, ihre Objektivität, oder die Immanenz der Gesellschaft, ihre Subjektivität, gehen aus der Vermittlungsarbeit hervor, hängen aber nicht von der Trennung zwischen Natur und Gesellschaft ab, auch wenn die Verfassungen der Moderne das Gegen-

teil behaupten. Die Produktion einer Natur und einer Gesellschaft ergibt sich als dauerhaftes, irreversibles Resultat der gemeinsamen Arbeit von Delegation und Übersetzung. Am Ende gibt es sehr wohl eine Natur, die wir nicht gemacht haben, und eine Gesellschaft, die wir verändern können, gibt es sehr wohl unbestreitbare wissenschaftliche Fakten und Rechtssubjekte. Aber diese sind jetzt – in nicht moderner Perspektive – die doppelten Auswirkungen einer fortlaufend sichtbaren Praxis und nicht mehr wie bei den Modernen die fernen und entgegengesetzten Ursachen einer unsichtbaren Praxis, die ihnen widerspricht.« (Latour 1995, 184f., 186) Daher sei – viertens – diejenige Garantie, »vielleicht die wichtigste«, die darin bestehe, »die wahnsinnige Vermehrung der Hybriden zu ersetzen durch ihre geregelte und gemeinschaftlich entschiedene Produktion« (ebd. 187). »Die Produktion von Hybriden wird explizit und kollektiv und damit zum Gegenstand einer erweiterten Demokratie, die das Tempo dieser Produktion reguliert oder verlangsamt.« (ebd. 188) Freiheit würde dann »neu« definiert »als Fähigkeit, Kombinationen von Hybriden auszuwählen« (ebd.). Letztlich wird also die Verantwortlichkeit einem Verfahren überantwortet, in dem an die Stelle individueller Subjekte als Trägern von Verantwortlichkeit ein geregelter Prozess tritt, in dem gemeinschaftlich entschieden wird. Was sollte dies anderes sein als eine Organisationsform, die unter einer Wertidee steht – Signum des klassischen Konzepts von Institution (vgl. KdM II, 7)? Man mag sich verwundert die Augen reiben angesichts dieser hier feststellbaren Konvergenz von Argumentationslinien, von denen die eine aus dem Abweis eines Anspruchs der Moderne resultiert und eine radikale Partizipation im Sinne einer Öffnung für alle Hybridisierungen, die sich in den »Knoten« als Überlagerungen von »Fragmenten« manifestieren, fordert, und der Argumentationslinie, die im klassischen »Projekt der Moderne« (Jürgen Habermas) wurzelt und ebenfalls eine radikale Partizipation fordert, allerdings nur für diejenigen Wesen, die ihre Autonomie nicht dadurch aufheben, dass sie bloß ihren strategischen Interessen folgen, statt dem kommunikativen Interesse an zwangloser Einigung. Beide Linien haben aber, wie wir in Kap. 3 sehen werden, ihr spezifisches »Inklusionsproblem«: Wer genau soll wie genau in den Diskurs eingebunden werden? Was heißt »Autonomie« im Hinblick auf Ding-Hybride als »Quasi-Subjekte/Menschen und auf Mensch-Hybride als Quasi-Objekte, sofern ihre Intentionalität nur (noch) ein »Fragment« ist, welches in Überlagerung mit anderen Fragmenten »zirkuliert«?

2.3 ZWISCHENBILANZ: NETZE, STRUKTUREN, DISPOSITIVE ALS MODELLIERUNGEN EINER MACHT DER TECHNIK

Wenn es um Infrastrukturen geht und diese im allgemeinen Sprachgebrauch bis hin zu demjenigen der Politik, der Wirtschaft, bestimmter wissenschaftlicher Disziplinen (Planungstheorie, Technikgeschichte etc.) thematisiert und problematisiert werden, ist von Netzen (Verkehrsnetzen,

Versorgungsnetzen, Sensornetzen, Computernetzen etc.) und Strukturen als notwendigen Relationen der »Wenn-Dann-Form«, die Möglichkeitsräume (Variable/»Differenziale«) in kausal-nomologischer oder normativer Hinsicht verknüpfen, teils in unterscheidender, teils in äquivoker Weise die Rede. Von Netzen, bestehend aus (und entsprechend darstellbar in) Knoten und Kanten wird dabei in einem weiteren Sinne gesprochen, wenn allgemein mehr als zwei Knoten in Verzweigungen, Ringform, Sternform, Baumform, Kettenform, Busform oder Maschenform miteinander verknüpft sind, in einem engeren Sinne nur dann, wenn eine maschenförmige Verknüpfung vorliegt, ersteres bspw. in der Rede von Computernetzen (Tanenbaum 2012), letzteres, wenn qua Vermaschung neben dem »Arbeitsweg« des Transportes, der Wandlung, der Speicherung von Stoffen, Energie, Daten/Information noch Ersatzwege/Umleitungen vorgehalten werden.

In dieser Sicht bestimmt die Form des Netzes operativ die Möglichkeit der entsprechenden Transfers (»Es ist – in dem entsprechenden Netz – möglich, dass ...«). Diese Möglichkeit hängt von den jeweiligen Verbindungen der Knoten ab. Möglichkeit erscheint dort als Operator. Im Unterschied hierzu wird im Felde von Strukturen »möglich« prädikativ eingesetzt: Von den als notwendig (nicht anders sein könnend) unterstellten Relationen hängt ab, ob ein Element aus dem Bereich X (der Variablen/»Differenziale« i. S. des Strukturalismus) etwas im Bereich Y verändern kann, zu einer Veränderung fähig ist im Sinne eines aktiven Bewirkens (die passive Möglichkeit des Erleidens in Y vorausgesetzt) oder im Sinne einer eigenen Veränderbarkeit als erleidend (die Wirksamkeit in Y vorausgesetzt). Strukturen sind prinzipiell funktional darstellbar; Funktionen erfassen mögliche Verläufe der Aktualisierung von Kräften. Von der Existenz und Beschaffenheit der quantifizierbaren Größe der Entitäten im jeweiligen Ausgangsbereich hängt die Wirklichkeit der Verläufe ab. Wie Bertrand Russel (1992) gezeigt hat, geben Funktionen über aktive oder passive Kausalverhältnisse keinerlei Auskunft; bereits Hegel hatte – wie oben erwähnt – darauf hingewiesen, dass die Unterscheidung von sollizitierender (aktiver) Kraft und sollizitierter (passiver) Kraft sich der Einnahme einer Perspektive durch den Verstand zu deren »Spiel« verdankt (Hegel PhG, 108f.) – allein unter pragmatischen Gesichtspunkten lässt sich jeweils einer Rede wie »Holz brennt unter den und den Bedingungen« oder »das Brennen Holz unter den und den Bedingungen« ein Sinn abgewinnen.

Unter dieser (herkömmlichen) Problemsicht lassen sich Netze als aus Strukturen zusammengesetzt beschreiben; über die Verfasstheit und den Zustand der Netze, z. B. intakte oder defekte Verbindungen lässt sich dann ausgehend von realisierten oder gescheiterten Verwirklichungen in den funktional modellierten Relationen zwischen den Möglichkeitsräumen abduktiv schließen. Natürlich lässt sich ein Netz seinerseits funktional beschreiben, indem die Knoten und/oder Kanten selbst zu Variablen der Funktion werden; der Output der Netzaktivität ist dann selbst der Wertebereich solcher Funktionen. Insgesamt gilt, dass sich in dieser Sichtweise

Netze nur im Lichte von Strukturen beschreiben lassen, was erklären mag, dass mal von einer Verkehrs(infra)struktur, mal von einem Verkehrsnetz gesprochen wird, in analog-äquivoker Weise von den anderen Sorten von Netzen und Strukturen.

Bezogen auf technische Netze und Strukturen resultiert bezüglich der Machtproblematik aus dieser Sichtweise, dass eine Macht als Eröffnung oder Restriktion von Möglichkeiten der Verwirklichung von Prozessen entweder der Trägerschaft und Autorschaft menschlicher (individueller, kooperativer, kollektiver, institutioneller etc.) Subjekte zuzuschreiben ist und sich nur über Technik *vermittelt*, oder der natürlichen bzw. naturgesetzlichen Verfasstheit involvierter Stoffe/Materialien und Prozesse zugeschrieben wird, soweit diese bezüglich der zeitigbaren und gezeitigten Effekte als indisponibel gelten (die sog. Sachzwänge i.e. S., wie sie sich z.B. in der zwangsläufigen Produktion bei »Kuppel-Produkten« oder in sonstigen »Nebenfolgen« bemerkbar machen, s. hierzu KdM II, Kap. 3.1 und Kap. 8). Eine Netz-/Strukturdynamik lässt sich dann als interne Dynamik durch Abnutzungs-, Optimierungs- und/oder Selbstorganisationsprozesse im Zuge vorgenommener Aktualisierung innerhalb der Möglichkeitsräume modellieren, oder als externe Dynamik im Zuge der Erweiterung oder des Rückbaus von Netzen durch die erwähnten Subjekte, einschließlich der Eröffnung oder Restriktion des Zugangs Dritter zu den Netzen, wodurch neue Aktualisierungspotentiale eingebracht werden, mit Auswirkungen auf den ersten Bereich. Darüber hinausgehende Erwägungen, die die Intuition einer »Macht der Technik« bedienen, lassen sich dann leicht als Dämonisierung, naturalistische Affirmation einer Technikevolution oder als schlichte Unaufgeklärtheit über bloß technisch vermittelte Herrschaft von Subjekten über Subjekte abweisen. Festzuhalten ist freilich, dass der auch in dieser »klassischen« Sichtweise vorgetragene generelle triftige Befund, dass über Machtverhältnisse Zugänge zu Handlungsoptionen und Handlungskorridoren festgelegt oder verstellt werden.

Indem nun Foucault und Latour Leistungen und Grenzen der vorfindlichen Begrifflichkeit für die Erfassung dieser Phänomene in Frage stellen und auf »blinde Flecken« dieser Problemsicht verweisen, folgen sie nicht dem üblichen philosophischen Geschäft begrifflicher Reflexion. Vielmehr fordern sie insofern eine radikalere Problemsicht, als sie die ihrerseits gegebene Abhängigkeit der eingesetzten Begrifflichkeiten von etablierten Regelwerken (also die kategoriale Ebene) als freizulegendes Machtphänomen erachten. Sie entwickeln dabei freilich nicht Begriffsangebote, unter denen im herkömmlichen Sinne diese hintergründige Dimension des Machtgeschehens erhellt werden könnte, sondern eher heuristische Metaphern, unter denen neue Suchräume erschlossen werden können. Das mag vielleicht zunächst eine gewisse Theorieabstinenz und einen fluktuierenden, sich immer wieder in seinen Akzentuierungen verschiebenden Begriffsgebrauch bei beiden verständlich machen. Dieser erhält seine »Nahrung« (nicht: Referenz) aus der Vorführung, dem Aufzeigen des Machtgeschehens in seiner Performanz. Wenngleich sie sich

in der Absicht, die Beziehung zwischen Wissen und Macht freizulegen, explizit einig sind (Latour, in: Crawford 1993, 251) und deshalb nicht einfach ein neues Wissen über Macht anbieten wollen, verfolgen sie dennoch unterschiedliche Strategien beim Aufweis und der Vorführung von Macht in ihren Wirkungen: Indem Foucault ausgehend von einer Analyse (Diskursanalyse) vergegenwärtigbare Rationalitätstypen, politische Programme, Ideen und Imperative sowie deren Niederschlag in Dispositiven und historisch dokumentierten Situationen und Sachlagen aufspürt – also gleichsam Top-down – und dabei die *Entfaltung* der Wirkungsmacht in Gestalt der praktischen Zurichtungen nachzuzeichnen vermag, verfährt er plausibilisierend und analysiert bzw. seziert gleichsam »tote Körper« und »geronnene« Wissensformationen in ihrer historischen Form (Sarasin 2006, 126). Der abduktive Schluss von der Wirklichkeit materieller Dispositive (z.B. der Überwachungstechniken) auf ihre Möglichkeit, die im Regelsystem/»dem Wahrheitsspiel« einer einschlägigen diskursiven Formation gründet, setzt natürlich eine höherstufige Abduktion auf die Adäquatheit dieser Plausibilisierung voraus (vgl. KdM I, Kap. 6.3-6.4). Der Diskurs droht dann selbst zum »mächtigen« Subjekt einer Erklärung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu werden, selber Macht »auszuüben«. Dass diese Ausübung als Verwirklichung von Macht jedoch nicht ein Determinationszusammenhang ist, wird daran deutlich, wie qua »Subversion« bei Foucault Funktionsmechanismen materieller Dispositive ausgehebelt werden können, ja sogar und eben dadurch eine Fortschreibung und Modifikation von Machtverhältnissen rekonstruierbar wird. Die Macht »taucht« an bestimmten »Punkten« des »Netzes« auf, wobei sich diese Punkte selbst als Möglichkeitsräume von Affirmation oder Subversion erweisen.

Latour geht einen anderen Weg – gleichsam Bottom-up: Auch hier werden Materialisierungen nicht mit einem diskursiven Determinationsverhältnis verwechselt. Auch hier ist die Analyse antiessentialistisch; sie vermeidet Aussagen, die als Wesensaussagen gelesen werden könnten. Während Foucault das »Dass« der Entfaltung von Macht im Auge hat, interessiert sich Latour primär für das »Wie«. Dieses »Wie« wird im gelingenden Fall einer Bestimmung von Performanzen einer äußerlich erkennbaren, unter gleichen Voraussetzungen immer wiederkehrenden Eigenschaft und Verhaltensweise eines Akteurs ersichtlich. Es gibt keinen anderen Weg, »einen Akteur zu definieren, als durch seine Aktion, und keinen anderen Weg, eine Aktion zu bestimmen, als sich zu fragen, wie die jeweils interessierende Figur andere Akteure verändert, transformiert, stört oder hervorbringt«, so Latour (2000, 148) mit Blick auf die Umstände, unter denen Pasteur in seinem Laboratorium in Lille einen Akteur, das Milchferment im höherstufigen Netzwerk zwischen dem Labornetzwerk, dem Netzwerk seiner Darstellung und dem Netzwerk der Reaktionen der Scientific Community, innerhalb derer die Referenz zirkuliert, »designt«. Innerhalb der Netzwerke erscheint jede individuelle Entität als »Dividuum«, als sich in Abhängigkeit von den aktualisierten »Über-

setzungsketten jeweils wandelndes Hybridwesen«. Stabilisierungen, die erlauben, von einem »Knoten« zu reden, erfolgen eben über ein »Blackboxing« als Ausblenden der internen Netzverfasstheit der Knoten, und sie sind gerechtfertigt, wenn andere von ihrem Funktionieren und ihrer Zuverlässigkeit ausgehen können (Callon 2006b, 331f.). So sind in technischen Artefakten spezifische Programme und Logiken eingeschrieben, die bestimmte Inhalte dauerhaft und transportabel machen, sie dabei aber auch transformieren, also in ihrer Dauerhaftigkeit ständig modifizieren. So kann ein technisches Objekt »als Handlungsprogramm [betrachtet werden], das ein Netzwerk von Rollen koordiniert. Diese Rollen werden von Nicht-Menschen (von der Maschine selbst und von anderen Objekten wie Zubehör und Antriebsquellen) und ›peripheren‹ Menschen (wie Verkäufern, Konsumenten, Reparaturpersonal) gespielt« (ebd. 314). Mit diesem »Übersetzungsmodell« der Macht kontrastiert Latour ein »herkömmliches Diffusionsmodell« der Macht, von dem bei Foucault noch Anklänge zu finden sind. Woraus diese Macht resultiert, ist für den in quasi ethnologischer Absicht beschreibenden Latour nicht die Forschungsfrage. Macht wird resultativ gefasst als Ergebnis gelungener Übersetzungsketten. Wenngleich sein Konzept des Netzes sich als Gefüge nachvollziehbarer Bahnen mit materialen Trägern rekonstruieren lässt, so verabschiedet er doch radikal die klassische Vorstellung von »Netz« als Medium eines Transportes. Letztlich liegt diesem einem solchen – zurückgewiesenen – Modell ein Macht-konzept zugrunde, nach dem Macht etwas ist, was jemand besitzen kann im Zuge der Verfügung über ein Gut, welches er, bewehrt durch Sanktionen oder Gratifikationen, über ein Netz zur Verfügung stellt. Zum Einsatz seiner Macht würde der Mächtige nach diesem Modell Informationen in Gestalt von Aufträgen, Willensbekundungen oder Wissensbekundungen (als »token«) über das Netz zu Empfängern senden, die dies ohne Veränderung erhalten und entsprechend dem ohne Veränderung Transportierten agieren (Latour 2006d, 198). Sofern die Träger (Knoten und Relationen) in ihrer technischen Verfasstheit ihre eigene »Logik« (Programme) haben, die sie ihrerseits abarbeiten, repräsentieren sie nicht bloß das Transportierte, sondern »übersetzen« es. Das paradigmatische Beispiel der Erforschung der Transformation eines Bodenstücks im Regenwald zeigt für Latour, wie erst das Netz aus Pedologenfäden, Pedokomperatoren, Ergebnissen der Laboranalysen, Darstellungstechniken etc. in seiner Gesamtheit eine Repräsentationsfunktion hat, nicht aber irgendwelche »Einzelrepräsentationen« durch die Transportträger. Qua Übersetzung nimmt ein Akteur als »Macht ... die Autorität, für einen anderen Akteur oder eine andere Macht zu sprechen oder zu handeln an sich ... oder (veranlasst) deren Übertragung auf sich« (Callon/Latour 2006, 76f.).

Ähnlich wie für Foucault die »urgence«, bestimmt für Latour die »Problematisierung«, welche Aktanden (Menschen, Artefakte, Ideen, Beschreibungen etc.) artikuliert und im Falle ihres Blackboxing definiert werden können. Im Falle einer gelingenden Netzwerkleistung kann sich ein zunächst provisorisches Netzwerk seinerseits stabilisieren; innerhalb

ihrer wird ein Aktand/Akteur mächtig, wenn er viele Übersetzungsprozesse bestimmt, wenn es ihm gelingt, viele andere Akteure dauerhaft einzubinden und über einen gemeinsamen »obligatorischen Passagepunkt« bezüglich der Lösung des Problems zu »synchronisieren«. Im Rahmen der nonintentionalistischen, »unpersönlichen« Beschreibungssprache soll ersichtlich werden, dass es hier weder um intentionale Machtausübung und -zuschreibbarkeit, noch um pure Sachzwänge dinglicher Verfasstheit geht. Die Einbindung in Akteursnetzwerke impliziert eine *potentielle* »Ermächtigung« eines konkreten Aktanden/Akteurs, insofern dieser die Chance erhält, immer besser »artikuliert« zu sei, immer vielfältiger eingebunden und nur eben dadurch genauer definierbar (Latour 2005, 218). Die Problemlage ist also so etwas wie das »Subjekt«, die Instanz einer »potentiellen Ermächtigung«; die jeweilige Macht eines Netzelements in seinem Zustand des Blackboxing ist ein Netzeffekt. Man mag hier von einer Anonymität der Macht sprechen wie bei Foucault, angesichts derer das Subjekt »verlöscht«; freilich eröffnet Latour eine weiterführende Perspektive: Wenn Machteffekte als Effekte von Akteur-Netzwerken beschreibbar sind und in solchen Texten Ideen (»Panoramen«), technisches Gerät, Tier und Mensch sich im gleichen Referenzsystem befinden, werden Netzwerke etwas, zu dem wir in einem Verhältnis stehen. »Makro-Akteure« sind nicht Verkörperungen übergreifender Netzwerke, die zur Dämonisierung und zum Fatalismus veranlassen könnten (Silicon-Valley-Kapitalismus, Finanzmärkte etc.), sie sind in den Netzwerken nur privilegierte Aktanden, die sich durch eine Vielzahl stabiler Beziehungen auszeichnen. Sie erlauben eine Analyse, die rekonstruiert, wie sie mächtig werden und damit anderen ihre Logik aufzwingen, nicht aber eine Erklärung unter einer jeweiligen Theorie. Denn solche Theorien gehören selbst in die Netzwerke. Strukturen oder dauerhafte Muster erscheinen als nichts anderes als »Panoramen«, die innerhalb der Knoten mit anderen »Fragmenten« zusammen zu Hybriden gefasst als Übersetzer in Übersetzungsketten auftreten. Eine Arbeit in und mit den Knoten unter Investition der konzidierten »intentionalen Fragmente« ist möglich, nicht jedoch unter dem Ziel einer Revolution gesamer Netzwerke. Über Foucaults kleine Nische der Subversionen hinaus, die die Regeln diskursiver Formationen, wenn auch mit anderem Ziel, zu nutzen genötigt sind, ist für Latour, wenngleich nicht eine »Macht über die Macht der Technik« (Jonas s.o.), sehr wohl aber offensichtlich Macht *innerhalb* der Macht denkbar, und zwar in weiterem Maße als bei Foucault. War der Macht-Rest dort nur als »Einfaltung« (so die Metapher von Deleuze) denkbar, als Anwendung der Macht auf diese in gleicher Form, wenngleich mit anderem Gehalt und Ziel, so ist es hier die Macht beständiger Modifizierung der Übersetzungsketten durch Arbeit im Kleinen – daher Latours zunächst unterbestimmt erscheinende Forderung, dasjenige als Moralität gelten zu lassen, was Vielfalt ermöglicht. Diese Forderung zielt auf nichts anderes als auf den Erhalt einer Freiheit (»im Kleinen«), sich in möglichst vielen Übersetzungsketten möglichst weit zu engagieren. Im Gegensatz

zu Foucaults »Strategien ohne strategisches Subjekt«, also ohne Subjekt, dem Autorschaft für die Erreichung der Ziele in strategischer Absicht zugeschrieben werden könnte, gibt es im Rahmen der Latour'schen Modellierung von Netzen keinen Ort für eine Konzeptualisierung von Strategien, es sei denn, man beschreibt die Wirkung eines »starken«, stabilen Knotens auf andere als solche. Da diese Wirkung aber nicht eine Eigenschaft des Knotens ist, in ihrer Realisierung nicht auf Plänen, Absichten etc. von »intentionalen Fragmenten« dieses Knotens beruht, sondern der jeweilige Gesamteffekt der bestehenden Übersetzungsketten ist, kann man schwerlich von einer Strategie sprechen. Wenn bei Foucault angesichts der Übermacht eines Anonym-Strategischen eine Ethik allenfalls noch eine Chance als Sorge um sich selbst hat, so legt doch Latour einen Suchraum für Ansatzpunkte eines Agierens unter moralischen Ansprüchen frei; dem wird weiter nachzugehen sein (s. Kap. 4).

Kontrastieren wir die Machtkonzeptionen von Foucault und Latour mit den klassischen Argumentations- und Diskussionslinien zur Machtproblematik, so ist festzustellen, dass jene auf etliche Problemlagen aus diesem Problemfeld reagieren. Eine Gemeinsamkeit liegt darin, dass Macht als ordnungsstiftende Instanz charakterisiert wird, wobei Ordnung durch Regelmäßigkeit und Stabilität gekennzeichnet ist. Macht als Potestas im klassischen Modell meint das Vermögen zu einer solchen Ordnungsstiftung, Macht als Potentia reale Ermöglichung oder Verunmöglichung von Akten oder, allgemeiner, Ereignissen unter einer solchen Ordnung (so z.B. als Regelung, die bestimmte Ereignisse als Widerfahrnisse und/oder bestimmte Handlungen als gelungen und erfolgreich zulässt oder ausschließt). Diese Potenzialfunktion steht unter Ordnungsparametern und Kontrollparametern, die u.a. auf kritische Fluktuationen, kritisches Langsamerwerden, Hysterese gerichtet sind. Sofern nun Potestas und Potentia als Eigenschaft bzw. Besitz eines Gutes begriffen werden, stellen sich jedoch mannigfache Probleme: Wenn der Machträger das Eintreffen und/oder die Realisierung von Ereignissen sowie deren Fortsetzbarkeit ordnungsstiftend und -realisierend qua Regelung gegenüber den Übermächtigten sichert, erscheint er sozusagen als Techniker im Großen, und es erscheinen die Übermächtigten als Nutznießer einer solchen Technik. Sie partizipieren an den Vorteilen der Macht, erhalten Erfolgsprämien des Machtvollzugs und machen so aus der Not, nicht über die Ordnung selbst disponieren zu können, das Beste. Sie rechtfertigen diese Haltung in moralisierendem Ressentiment (Nietzsche) und suchen weitest möglich ihren alten Wein in neuen Schläuchen der Macht weiter zu bewahren, machen also aus der Not eine Tugend. Probleme dieses Modells liegen in den offenen Fragen nach Bedingungen der Machtkonstitution (Selbstermächtigung?, kontrafaktische Modelle der Machtübertragung in den Vertragstheorien?, Mittel der Machtaneignung?) sowie in ungeklärten Fragen bezüglich der Bewältigung der Kontingenz einer Übereinstimmung der Interessen von Machträgern und Übermächtigten bezüglich der Ergreifung und Fortsetzbarkeit von Möglichkeiten des Han-

delns. Ein solches Wirkungs- oder Diffusionsmodell von Macht müsste erklären können, wie innerhalb eines Modalgefälles vom Vermögen der Ordnungsstiftung (Vermögen einer potentiellen Ermöglichung) über die Fähigkeit zur Ermöglichung von Handlungen unter dieser Ordnung (reale Ermöglichung), der Herrschaft als realer Chance auf Gehorsam (Max Weber s. KdM II, Kap. 8.2) bis zur direkten Nötigung in Form von Gewalt die jeweils zu bewerkstellenden Übergänge stattfinden. Ein Versuch hierzu findet sich in den unterschiedlichsten Theorien der Anerkennung, von Hobbes' »The representation of power is power« bis zur Konstitution von Bindungen unter Absehung von Zwang, wie sie das Verhältnis zu Autorität charakterisiert. Deren »Kennzeichen ist die fraglose Anerkennung seitens derer, denen Gehorsam abverlangt wird; sie bedarf weder des Zwanges noch der Überredung« (Hannah Arendt 1998, 46). Dann sprechen wir aber nicht von Macht, sondern von Autorität. Wenn hingegen im Felde von Gewalt Stärke und Kraft verhaltenssteuernd wirken (bis hin zu generischen Quellen dieser Wirkung, z.B. als sozialer Druck), erhält diese einen »instrumentellen Charakter« (ebd. 47) und steht zur Macht als Potential (der Ordnungsstiftung und Veranlassung von Handlungen) gerade in einem Gegensatz (ebd. 57). Nach Arendt soll daher Macht nicht im mechanischen Sinne als wirkend, sondern im moralisch-politischen Sinne als legitimierend begriffen werden. Sowohl in dieser Hinsicht (aber auch, was generell die Stiftung von Möglichkeiten betrifft) kann Gewalt keine Macht erzeugen und auch nicht die Übergänge im Modalgefälle von Ordnungsstiftung – Ordnungsrealisierung – Erhöhung der Chancen auf gelingende (Herrschaft) realisieren. Gleichwohl genügt es aber nicht zu sagen, »Macht und Gewalt sind Gegensätze: Wo die eine absolut herrscht, ist die andere nicht vorhanden.« (Arendt 1998, 57), weil damit nicht erklärt ist, wie jeweils eine von beiden überhaupt »herrschen« kann. Die Unsicherheit der Begriffsverwendung wird deutlich, wenn Arendt einerseits behauptet, dass totale Herrschaft eine Machtbasis brauche (ebd. 51), andererseits betont, dass mit dem Terror totaler Herrschaft »Macht in jeglichem Sinne aus dem Land verschwunden ist« (ebd. 56). Macht rein über Kommunikationsbeziehungen zu definieren, blendet die Frage nach den Mitteln der Machtkonstitution und Machtdurchsetzung aus – ein Potential ist eben kein Mittel für irgendetwas, sofern man unter Mitteln hinreichende Bedingungen einer Realisierung versteht. Irgendwie müssen doch wohl Sachen und Sachverhältnisse, Prozesse und Prozessverhältnisse als Ereignisketten eine Rolle spielen. Aus diesem Grund hatte Latour ja die unterschiedlichsten Wege zur Machtkonstitution als Übersetzungsprozesse zu rekonstruieren versucht, wobei auch das »Programm« oder die Idee basaler Sozialverträge auf Anerkennungsbasis Fragment einschlägiger Übersetzungsprozesse ist, die sowohl die Subjekte als auch die Sachverhältnisse ändern/transformieren.

Niklas Luhmanns systemtheoretische Reformulierung der Machtfrage mag in diesem Zusammenhang einschlägig sein, weil sie die Kritik an klassischen Machtkonzepten unüberbietbar auf den Punkt bringt und

trotz einer gewissen kommunikationstheoretischen Verengung Parallelen zu den Ansätzen von Foucault und Latour aufweist, die auch Macht eben nicht als Wirkungsmodell im Modalgefälle, sondern im Relationsmodell von Machtverhältnissen zu erfassen suchen. Luhmann kritisiert am Wirkungsmodell der Macht (Luhmann 2012, 15ff.) die »Kausalannahme«, dass Macht eine notwendige und unersetzbare Bedingung des Verhaltens sei. Er tut dies mit Blick auf die nicht einlösbare Voraussetzung bereits stabilisierter Wirkungszusammenhänge und vollständiger Information seitens des Machtträgers über die von seiner spezifischen Macht (noch) nicht beeinflussten Verläufe, die dann gesteuert werden müssen oder bei denen Abweichungen zu verhindern seien. Ferner basiere ein solches Modell auf der Annahme bestimmter Bedürfnisse angesichts der Bedrohung durch Andere und der Angewiesenheit auf Andere (*metus und indignia*) vor dem Hintergrund knapper Ressourcen und damit verbundener Konflikte, deren Lösung Macht erforderlich mache, indem sie Kampf erspart. Wie soll aber diese Möglichkeit der Konfliktlösung wirken, wenn sie – als notwendige Bedingung – bloße Möglichkeit ist? Des Weiteren moniert Luhmann die stillschweigende Voraussetzung eines geschlossenen Systems, in dem (a) die Machtsumme konstant bleibt und (b) Machtbeziehungen transitiv, also hierarchisch geordnet sind. Dem liege die – erwähnte – Vorstellung von Macht als einem besitzbaren Gut zugrunde, in eins mit einer (immer wieder aufs Neue gescheiterten) Reduzierung auf eine messbare Größe. Diese technomorphe Vorstellung basiere ihrerseits letztlich auf dem Konzept einer Maschine, während doch Macht auf der Ebene des Systems selbst »eine Variable ist, die mit anderen Variablen – z.B. Kommunikationsdichte, Ausmaß des Konsenses, Ausmaß der Interdependenz des Handelns – zusammenhängt. Eine Steigerung der wechselseitigen Interdependenzen kann dazu führen, dass die Macht aller Teilnehmer aufeinander zunimmt, jeder Einzelne also mächtiger und abhängiger zugleich wird. Und bei einer solchen Systementwicklung wird es vermutlich notwendig werden, Macht in Formen zu generalisieren, die nicht mehr allein am mutmaßlichen Kampfausgang orientiert sind, also auch in dieser Hinsicht mit Prämissen der klassischen Machttheorie zu brechen« (Luhmann 2012, 38). Solche »Zusammenhänge« sind eben Thema sowohl Foucaults als auch Latours. Und Luhmanns Fassung von Macht als »Reduktion von Komplexität« (ebd. 50) findet ihre Parallele in Latours Blackboxing. »Einfluss« als Medium für die Realisierung von Macht wird von Luhmann nun als spezifische Kommunikation gefasst, »die durch Entscheidung reduzierte Komplexität *überträgt*« (ebd. 52, herv. CH). Hier treffen wir das Korrelat zu den Latour'schen Übersetzungsketten. Ein solcher Einfluss werde durch »Generalisierung ... relativ unabhängig von der konkreten Situation stabilisiert« (ebd. 59), wobei die Ablösung von der Situation in der wahrgenommenen »Selektivität« der Kommunikation liege, die ihr den entsprechenden Einflusswert gebe. Die Selektivität beziehe sich auf situationsunabhängig gegebene Alternativen des Verhaltens der Kommunikationspartner: ihre Möglichkeit zu wählen sei bereits Folge eines solchen

»gesicherten Einflusses« (ebd.). Kurz: Die Potenzialfunktion von Macht liegt in ihrer Komplexitätsreduktion, die Handeln allererst ermöglicht, und zwar mit allen seinen Alternativen (die, würde Latour sagen, durch die Verbindungen des Netzes vorgezeichnet sind angesichts der ansonsten bestehenden »Unendlichkeit« – so Luhmann – von Kausalverhältnissen). Autorität als stabilisiertes Recht zur Machtausübung habe jeweils ihr Fundament in vergangener Bewährung der Selektionen bzw. der Komplexitätsreduktion, die sie vorgibt (ebd. 65). Sie liege in ihrer Orientierungsleistung, die nicht auf Wahrheit aus ist (und nicht den Regeln irgendwelcher »Wahrheitsspiele« – wie bei Foucault – unterliegt), sondern ihre Programme (der Problembewältigung angesichts der Irritationen durch eine Umwelt) »wie Tatsachen behandel[t]« (ebd. 86). Wenn die Generalisierungsleistung selber institutionalisiert ist, kann Macht auf Macht angewendet werden: eben nicht in dem Sinne, dass unterschiedliche Machträgerschaften ihre Macht gegeneinander ausspielen und die Gesamtsumme gleich bleibt, sondern dadurch, dass die Mitglieder an der Macht eines Systems in originärer Form beteiligt sind und im System eine Rolle spielen, indem sie die Abhängigkeitsverhältnisse nutzen, ihre Erfahrung an Orientierungsleistungen der Vergangenheit »aktivieren« und auf die Art und Weise Verstärkungs- und Abschwächungseffekte initiieren (ebd. 95). Auch dies erinnert an Latour, mit dem Unterschied, dass dieser das Geschehen nicht auf das Verhalten von Kommunikationspartnern reduziert, sondern auf ein Übersetzungsgeschehen zwischen Hybriden ausweitet.

Nur im Rahmen einer solchen Erweiterung lassen sich nun Entwicklungen rekonstruieren, wie sie beispiel- und vorbildhaft Alexander Friedrich und Stefan Höhne unter dem Titel *Frischeregime: Biopolitik im Zeitalter der kryogenen Kultur* (Friedrich/Höhne 2014) analysiert haben: Bezüglich der Entwicklung von Kühl- und Kältetechniken und ihrer Umsetzung in Kühlketten lässt sich eine Netzdynamik dahingehend modellieren, dass die Potenziale vom Frischhalten toter Organismen auf diejenigen eines Dem-Tod-Entziehens ausgeweitet wurden, indem die Infrastrukturen alternativ genutzt wurden. Im Ausgang von der Kryokonservierung organischer Substanzen im Kontext der Desiderate militärischer Versorgung mit Blut, des Erhalts des Genpools indigener Völker oder der Bereitstellung von Tiefkühlkost für die Welternährung erweiterten sich die Anwendungsfelder auf bevölkerungspolitische Ambitionen (propagiert von eugenischen Gesellschaften), die Reproduktionsmedizin sowie die Sicherung biotischen Materials für die Zukunft, also die Verstetigung von Leben als kryogenem Leben. Kühltechniken mit ihrer Infrastruktur wurden zum Dispositiv einer Biomacht (hierzu Petra Gehring 2006), die ihre eigene Disponibilität erweitert. Es ist dies nicht bloß eine Subversion oder Einfaltung von Macht oder das wechselseitige auf den Prüfstand Stellen von Machträgerschaften vergangener Bewährung in Abschätzung möglicher Leistungen gegenüber den Herausforderungen der Gegenwart (als bestimmten Umweltirritationen), sondern Ergebnis eines Zusammenspiels der »intentionalen Fragmente« (Latour) der Hybride bezüglich der Aus-

weitung von Planungshorizonten und der Generierung neuer Erwartungen. Was die Rekonstruktion solcher Entwicklungen betrifft, scheint mir die Eröffnung eines Suchraums, wie sie auf der Basis der heuristischen Metaphern bei Latour gegeben ist, adäquater und aufschlussreicher, als es die Luhmann'sche Systemtheorie als Reflexionstheorie in ihrer retrospektiv ausgerichteten Rekonstruktion zu leisten vermag. Dass Technik nicht bloß funktionierende Simplifikation ist, die ja immer etwas zu Simplifizierendes bereits voraussetzt, sondern ihrerseits Medium, welches neue Handlungsmöglichkeiten eröffnet, wurde in KdM I (mit Luhmann gegen Luhmann) herausgearbeitet.

Mit der Kritik an Konzeptionen, die Macht als Besitz und Machtträgerschaft als subjektive Autorschaft eines Bewirken-Könnens modellieren, wurden bestimmte Irrwege, die sich mit der Rede von einer »Macht der Technik« verbinden, einer Kritik zugänglich gemacht: Wie sollte auch Technik irgendwie Subjektcharakter gewinnen und ihr Macht als eine Art Besitz zugesprochen werden? Die Alternative, Machtverhältnisse als Netze mit inhärenten Strukturen zu analysieren und dabei Formen einer Netzdynamik von denjenigen einer Strukturdynamik zu unterscheiden, befindet sich aber nach wie vor auf dem Stande des Aufweises und Nachzeichnens von Effekten solcher Entwicklungen. Immerhin ist eine Vorstellung von »Netz« konterkariert, nach der »jemand« die Fäden in der Hand hält (wie bei Fang- und Haltenetzen) oder, wie in der Herrschaftsikonologie dargestellt, auf magische Weise Bindungen und Auflösungen vornimmt (auch in den mythischen Ikonologien der Technik, s. KdM I, Kap. 1). Ferner wird die Reduktion von Netzen auf reine Infrastrukturen unter funktionalen Erfordernissen (von der Telefonvermittlung bis zur U-Bahn) kritisierbar.

In welcher Weise können diese Ansätze nun fruchtbar gemacht werden für die Analyse unseres Verhältnisses zu modernen (teil-)autonomen technischen Systemen, die seltsamerweise im Untersuchungsfeld und im Beispielkatalog der erwähnten Ansätze, die mit Hotelschlüsseln und Mietschausschlüsseln, mit Techniken des Muschelfangs und der computerialen Arbeitsumgebung in Büros, mit Laborausstattungen, klassischen Waffen und Waffensystemen, mit Gefängnissen, Militärschulen und Arbeitersiedlungen etc. befasst sind, nicht vorkommen? Liegt möglicherweise eine neuartige »Macht« der Technik, die im bisherigen Analysehorizont nicht hinreichend gewürdigt werden kann, gerade in jenen smarten Technologien, die sich im Zuge der digitalen Revolution in alle Lebensbereiche diffundiert haben? Finden wir hier möglicherweise doch ein Bezugsfeld für ein Diffusionsmodell der Macht, welches darüber hinaus bisherige Optionen, eine Macht über die Macht zu gewinnen, verstellt? Zappeln wir vielleicht doch in den Netzen einer »autonom« gewordenen Technik? Diesen Fragen ist das nachfolgende Kapitel gewidmet.